

I. CAPITEL.

„Am Hof.“



ein Platz der sogenannten inneren Stadt dürfte unser Interesse in so hohem Grade in Anspruch nehmen, als der „Hof“. Die wechselvollen Ereignisse, die durch mehr als sieben Jahrhunderte sich hier vollzogen, machen ihn zu einem der interessantesten; Millionen geschichtlicher Thränen haben hier den Boden gefeuchtet, und Tausende von Liedern wurden hier gesungen, tiefgreifende und humoristische Lieder. Heitere und ernste Volksscenen spielten sich hier ab, erhebende und verabscheuenswürdige Thaten wurden hier vollbracht; und wenn wir den Platz heute aufmerksam betrachten, an dem all' die bunten Bilder vorüberzogen, ist uns zu Muthe, als ob wir den gewaltigen Flügelschlag der Zeiten vernehmbar an unserem Ohre vorüberrauschen hörten.

Schon Heinrich Jasomirgott (1155—1177) schenkte diesem Platze liebevolle Aufmerksamkeit; er verlegte seine Residenz vom Kahlenberge hieher, an die Stelle des heutigen Kriegsministeriums, und umgab die neue Burg mit Wall und Graben. Der Hof war sonach seiner grossen Ausdehnung und natürlichen hohen Lage nach nicht blos ein wichtiger, sondern auch strategischer Punkt, und der Herzogshof unzweifelhaft ein Vertheidigungsbau, der die Aufgabe hatte, die gegenüberliegende unverbaute Seite des Platzes militärisch zu bewachen. Die ganze Strecke von der heutigen Creditbank bis hinauf zur Färbergasse musste nämlich unverbaut bleiben, um die feindlichen Bewegungen im Falle eines Angriffes genauer beobachten zu können; auch konnte der Steilrand des „Ottakringerbaches“ (der hier die natürliche Stadtgrenze bildete) trotz des unterhalb liegenden „Tiefengrabens“ leicht vom Feinde erstiegen werden, daher er bei den häufigen Einfällen der Ungarn einer doppelt sorgsamten Beobachtung bedurfte. Uebrigens geht der vorwiegend militärische Charakter dieses Platzes (der gelegentlich als „Waffen- und Turnierplatz“ diente) schon aus seinem Namen „Hofthaiding“ (Hofvertheidigungsplatz) hervor, den er bis auf Leopold VII. dem Glorreichen urkundlich beibehielt. Erst beiläufig um das Jahr 1212, als dieser Fürst seine Hofburg an die Stelle des heutigen Schweizerhofes verlegte, erhielt der Hof eine neue Bevölkerung, somit eine andere Bedeutung und Gestalt. Er verlegte nämlich den ihm so wichtigen „Münzhof“ in die leergewordenen Räume der alten Hofburg; wie sollte auch ein anderes Gebäude so viele Beamte und Arbeiter, Werkstätten, Material und Rüstzeug zu fassen im Stande sein? ¹⁾ Eine weitere Ver-

¹⁾ Die Münze bildete seit ältesten Zeiten den wichtigsten Bestandtheil der herzoglichen Kammer, ein fürstliches Regale, das bis auf Leopold VII. zurückzuführen ist. Die Beamten unterschieden sich nach zwei Classen, solche, die mit der Münzerzeugung nichts zu schaffen hatten, und solche, die bei der Erzeugung thätig waren. Erstere waren: der Münzmeister, die Anwälte, Hausgenossen und Wechsler; letztere: Giesser, Zain-, Schrott- und Setzmeister etc. Die Geschäfte des Münzmeisters bestanden im Wesentlichsten in der Wahrung der herzoglichen Interessen. Er hatte die Gewölbe der Kaufleute und die Bänke der Wechsler zu untersuchen, zu sehen, dass letztere die Münze nicht „fangern“ (d. i. die grösser ausgefallenen Goldstücke gegen geringere vertauschen), den innern Münzbetrieb zu leiten, die Beamten zu ernennen und zu controliren, und dafür zu sorgen, dass jedes Mass, Gewicht und Elle mit dem herzoglichen Kammerzeichen versehen werde, endlich das Strafrecht gegen Falschmünzer zu vollziehen. Seine Jurisdiction umfasste die Münzstätte und namentlich die Schlagstube so ganz,

änderung traf die Westseite des Platzes durch Verbauung der Häuser, wodurch sich der Hof auf den heutigen Umfang verengte. Handwerker und Kaufleute siedelten sich hier an, besonders jene berühmten aus Flandern eingewanderten Färber (Flamänder), nach denen noch heute die Färbergasse benannt wird. Diese Gilde brachte viel Wohlstand in's Land; ihre gefärbten Tücher und Wollstoffe waren gesucht und bis in den Orient verbreitet, sie belebten den Handel und übten auf das Münzwesen und indirect auf den übermässigen Wucher den wohlthuedensten Einfluss.¹⁾

Bis zum Jahre 1386 blieb die alte Herzogsburg als „Münzhof“ in Verwendung; von da an wurde sie abermals einer neuen Bestimmung unterworfen, und die „Münze“ in den heutigen „Bellegardehof“ verlegt. Kaiser Albrecht III., von religiösem Eifer getrieben, berief nämlich die Carmelitermönche aus der Fischervorstadt im Werd (heutigen Leopoldstadt, wo sie abbrannten)

dass selbst jeder dahin Flüchtende Asylrecht genoss und nur seiner (des Münzmeisters) Gewalt verfallen war, welches Recht später von Kaiser Rudolf I. auch auf die Hausgenossen ausgedehnt wurde. Es wirft ein eigenthümlich grelles Licht auf das Wesen damaliger Rechtsanschauungen, wenn man bedenkt, dass im XIII. Jahrhundert schon auf den blossen „Verkauf“ von falschen Münzen der Tod gesetzt war, wie dies aus einer Gedichtstelle des österreichischen Dichters Striker (Berliner Jahrbuch 1836 für deutsche Sprache, II. Band, 1. Heft, Seite 89, Vers 134) hervorgeht.

So geschicht im als einen man, der den valsch (falsch) nicht erkennen kann
An viel valsch pfennig hat, un zu dem münzere gat
Des münze mit gevesshet ist, der nimt im in vil kurzer vrift
Den lip (Leib) vn alle sin habe.

Die Anwälte hatten ähnliche Pflichten wie der Münzmeister, nämlich die Hausgenossen bei der Gebarung zu überwachen und den Herzog in Allem zu vertreten. Die Hausgenossen waren eine Corporation von Kaufleuten, die als Genossen der Kammer Treue, Verschwiegenheit und Redlichkeit geloben und bestimmte Rechte und Pflichten übernehmen mussten. Nur sie allein durften „Wechselbänke“ halten, den Umtausch fremdländischer gegen einheimische Münzen besorgen, und das Gold und Silber im Lande einlösen, um es der Münze zu übergeben. (Ausgenommen jenes, das sie den Goldarbeitern abliessen, um es in ihrer Kunst zu verarbeiten.) Die Wechsler standen im Solde der Hausgenossen und schwuren ebenfalls einen Eid, alles Gold und Silber und alle eingewechselten Münzen redlich ihren Herren (den Hausgenossen) abzuliefern; dafür wurde ihnen für das Wechseln und Abwägen der Münzen ein bestimmter Gewinnstheil zugesprochen. (Vide: Münzbuch Albrechts von Ebersdorf in Theodor von Karajan's Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens.) So sehr auch Leopold VII. bemüht war, die Münze zum Nutzen der Unterthanen zu schirmen und zu fördern, schlichen sich doch unter seinen Nachfolgern eine Menge bedauerlicher Uebelstände ein, welche die Entwerthung des Geldes und des Credits zur Folge hatten. Die Pfennige wurden so dünn geprägt, dass sie, durch den Verkehr unbrauchbar, schon nach einem Jahre um geringen Preis an die herzogliche Münze abgeliefert und umgeprägt werden mussten; täglich wurde das Land mit allen Gattungen fremder minderhaltiger Münzen überschwemmt. Dazu kam noch, dass das Münzregale leichtfertig ausgeübt (an Herzoge, Fürsten, Bischöfe und Städte verschleudert), verschiedene Münzfüsse und somit auch vielfache Verwirrungen im täglichen Verkehre veranlasste. Erwägt man noch den hemmenden Wechsel des Gold- und Silberwerthes, die beschränkten handelspolitischen Ansichten der Zeit, die falschen Finanzoperationen und häufigen Betrügereien pflichtvergessener Beamten, so erklärt sich vollkommen jener trostlose Zustand, der durch das ganze XIV. und XV. Jahrhundert wie ein Alp auf dem Münzwesen lastete, bis endlich Carl V. mit seiner Reichsmünzordnung vom Jahre 1524 besseren Zuständen Raum schuf und die Hausgenossenschaft erloschen war.

¹⁾ Die Flamänderstoffe galten im XIII. und XIV. Jahrhundert ihrer schönen leuchtenden Farbe wegen als besondere Zierde. So preist schon Wolfram von Eschenbach im „Perzival“ (Lachmann's Ausgabe, S. 144, 313, 4) deren Farbenpracht:

„ein brutlachen von Jent
„noch pläwer denne ein läjur“

und in Seyfried Helbling's Satiren aus dem XIII. Jahrhundert erscheint bei einem Tadel der österreichischen Bauersleute an ihren plumpen Leibern statt des heimischen „Loden“ sogar „Roth von Gent“. Nicht minder kennt der Steiermärker Ottokar von Hornek die Vorzüge dieser flämischen Stoffe, und auf Seite 596, III. B., von Pez S. S. R. austr. heisst es:

„Darnach sant man weit
„Und in verrew Lant
„Nach sogenanten Gewant
„Des man zu Flandern vindet nicht
„In so kostleicher (küstlicher) Angeficht“.

Durch die Kreuzzüge und namentlich seit Balduin IX. von Flandern (1204) auf den Thron von Byzanz gelangte, hatten die Flamänder im Orient grossen Absatz; sie standen deshalb in Wien in hohem Ansehen und erlangten sogar in

in die Stadt und übergab ihnen den aufgelassenen „Münzhof“ zum Baue einer Kirche nebst Kloster, und noch neun kleine Häuser dazu, die er zu diesem Zwecke am Hof ankaufen liess, von denen eines dem bekannten Dichter und Wiener Bürger Suchenwirth gehörte.¹⁾

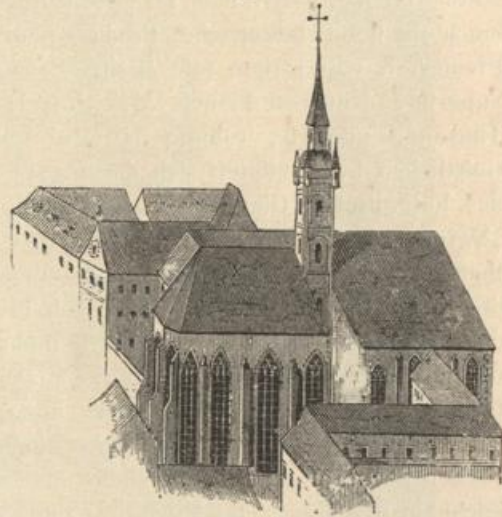
Dieser umfangreiche Bau wurde unter dem Prior Michael Hochstetter auf das Schleunigste betrieben und schon 1390 durch Meister Lucas Schwendtner aus Magdeburg zu Ende geführt;

er war für die damalige Zeit immer beachtenswerth und besonders die Kirche, wie sie sich in **Fig. 3** (nach Hufnagel's Aufnahme) in der Seitenansicht (südöstlich) darstellt, auch in architektonischer Hinsicht interessant. Der Thurm (auf dem kräftigen Triumphbogen zwischen dem Chor und dem Langhause ruhend) ist bei seinem Uebergange zum schmächtigen Helm mit vier Eckthürmchen flankirt (ein Motiv, das in Wien bisher vereinzelt geblieben); die hohen Strebepfeiler und Spitzbogenfenster sind von aussen sichtbar und existiren zum Theile noch heute an der Seite des Schulhofplatzes; der innere Bau (bestehend aus drei gleich hohen Schiffen und einem ausgedehnten Chor) zeigte hohe und breite, auf kräftigen Pfeilern ruhende Hallen und beweist, wie consequent die Wiener Bauhütte durch das ganze Mittelalter an dem „Hallenbaue“ festhielt. Hinter der Kirche befand sich ein ausgebreiteter Freithof, der sich später in den heutigen „Schulhof“ (platz) verwandelte. Die „Carmeliter“ oder „Weissen Brüder“

(wie sie sich nach der Farbe ihres Kleides nannten) blieben 156 Jahre hier im ruhigen Besitze, bis heftige Religionswirren Anlass zur abermaligen Umgestaltung des Gebäudes gaben. Die lutherische Lehre nahm jetzt in ganz Oesterreich und besonders in Wien so rasch überhand, dass schon um's Jahr 1546 (dem Todesjahre Luther's) mehr als die Hälfte des Adels sich zur selben bekannte.

Es wurden zwar zur Unterdrückung dieser Lehre mancherlei Anstrengungen von Seite der

Fig. 3.



Münzangelegenheiten entscheidende Stimme. Ihre Rechte stiegen mit den Geldverlegenheiten der Herzoge; so z. B. wurden sie 1208 von der Jurisdiction des Stadtrichters befreit und unter jene des Münzmeisters und 1373 sogar unter alleinige Gerichtsbarkeit des Herzogs gestellt. Eine Urkunde Albrechts II. (in Rauch's Geschichte, Seite 119, III. Band) motivirt die Gründe dieser Bevorzugungen mit folgenden Worten: „durch der getreuen dienst willen, die sy uns (Albrecht II. und Otto) und andern vnsern vordern getan habent und die vns noch tun sülent und mägent...“ etc. Ihre Geschäfte wurden daher immer einträglicher und ihr Reichthum immer grösser, dass (wie Sartorius in seiner Geschichte des Hansa-Bundes, I. Theil, Seite 252 erzählt) eine Königin von Frankreich erklärte: „Alle Pracht der Fürsten Europas käme dem Luxus der flämischen Kaufmannsfrauen nicht gleich.“ Als aber später das Münzwesen in Verfall gerieth, die vielen fremden Münzen Verwirrung in Handel und Gewerbe brachten, verarmte diese einst so reiche Gilde und verschwand endlich ganz vom Schauplatz.

¹⁾ Peter Suchenwirth's Leben und Dichten fällt in die merkwürdige Literaturperiode der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, wo man sich in didaktischen Arbeiten gefiel und in Form von Schwänken, Fabeln, Priameln (Prümbeln), Sprüchen gegen die geistige und sittliche Erschlaffung der Zeitgenossen zu Felde zog. Er lebte zu Wien am Hoflager der Herzoge, von denen er Albrecht II. († 1358) schon kannte und Albrecht III. († 1395) überlebte. (Seine allegorischen Gedichte, Lehrsprüche und gereimten Moralpredigten sind für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig.) Er gehörte jener eigenthümlichen Classe von Dichtern an, die zugleich *Herolde*, *Perservanten* oder deren Gehilfen waren und welchen oblag, die Unterschiede, Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen und auch gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Seine Muse begeisterte sich besonders zur Besingung der Heldenthaten österreichischer Fürsten und Heerführer; so schrieb er z. B. „*Von den fünf Sürsten*“, „*Von den zwei Päpsten*“, „*Vom Kriege der Sürsten und Städte*“, „*Vom Albrechts Kreuzzug nach Preußen*“, auch hinterliess er ein „*Loblied auf die Liebe*“, „*Krieg der Liebe und Schönheit*“, „*Lobgesang auf die heilige Jungfrau*“, „*Klagegesang auf Teichner's Tod*“ etc. Seine aus Handschriften der Wiener Hofbibliothek gesammelten Werke sind von A. Primisser zu Wien 1827 herausgegeben und mit einem Wörterbuche begleitet; übrigens enthält der vierzehnte Jahrgang der Wiener Jahrbücher der Literatur eine lesenswerthe Abhandlung über Suchenwirth's Dichtungen.

Regierung gemacht, aber nur halbe Massregeln getroffen, nur im Uebereifer schlechtverstandene Befehle gegeben, die mehr verdarben als halfen; so z. B. erschien ein Edict (1543): „Dass alle Buchdrucker und Buchhändler, welche ketzerische Bücher nach Oesterreich bringen, ersäuft, die Bücher aber verbrannt werden sollen;“ eine andere Verordnung vom 1. August 1551 befahl: „Dass die Juden zum Unterschiede von den Christen einen runden gelben Tuchlappen am Oberkleide auf der linken Brust zu tragen haben.“ Demungeachtet gewann die „neue Lehre“ immer mehr Anhänger, so dass schon im Jahre 1549 eben so viele Lutheraner als Katholiken in Wien anwesend waren. Allenthalben tauchten neue lutherische Prediger auf. In „Hernals“ war der Hauptsitz der Neuerer und die Freiherren von Jörgen (die Besitzer dieses Schlosses) wechselten selbst Briefe mit Luther, und der Superintendent von Plauen, Mathias Hor, der hier unter freiem Himmel, oft unter Zulauf vieler Tausende predigte, rühmte Hernals als den Hort der gereinigten Lehre. — Die lutherischen Geistlichen bemächtigten sich der meisten katholischen Kanzeln und predigten über die Irrthümer des katholischen Glaubens und erhitzen die Köpfe der Zuhörer von Tag zu Tag mehr. Die Frage: „Wie weit die Irrlehre der katholischen Religion gehe?“ wurde in Wien das Lieblings-thema der Gebildeten und der Zankapfel des Pöbels. Man schlug sich in den Schänken fast täglich die Köpfe blutig, ohne sich eigentlich recht zu verstehen, und liess sich zu den empörendsten Scandalen hinreissen. Kein Priester durfte mehr an Werktagen die Messe lesen, keiner ohne Bedeckung mit der letzten Wegzehrung zu Kranken eilen. Alle Mummereien, Komödien und Schlittenfahrten wimmelten von Angriffen, Hohnliedern und Spottmasken auf die Katholiken. Kein Bürger getraute sich einen Katholiken in den Rath oder einen katholischen Dienstboten in's Haus zu nehmen. Ein lutherischer Bäckerjunge, Johann Hahn aus Frankenland, riss 1549 dem Priester während der Frohnleichnamsp procession die Monstranze aus den Händen und warf sie unter fürchterlichen Verfluchungen an das nächste Haus (zum grünen Kranz am Stefansplatz, heute Stock-im-Eisenplatz Nr. 1).¹⁾

Alle diese Anzeichen eines masslos überhandnehmenden Glaubensfanatismus zwangen den Kaiser Ferdinand I. zu energischen Gegenmassregeln. Er musste der niedergetretenen Kirche Autorität verschaffen. Den ersten Schritt, den er that und von dem er sich das Meiste verhoffte, war die Berufung der Jesuiten nach Wien, ein Orden, der, erst kürzlich gestiftet, sich die Bekehrung der Ungläubigen zum besonderen Gelübde gemacht. Er decretirte diesen für Oesterreich so folgeschweren Befehl am 2. Jänner 1551 und schon am 31. Mai trafen zwölf Patres, darunter der berühmte A. Jajus (Gefährte Loyola's selbst) und Nikolaus Lanoj, hier ein. Ferdinand übergab ihnen (nachdem sie vorerst bei den Dominikanern untergebracht waren) im Jahre 1554 die in Verfall gerathene Carmeliterkirche und Kloster. Die Jesuiten errichteten hier sogleich ein Collegium mit einer sechsclassigen lateinischen Schule, worin sie der Jugend die lateinische Sprache und andere Wissenschaften lehrten, 1558 sogar ein „unentgeltliches Collegium“ (unter grossem Andränge der Schüler und zum Nachtheile der Bürgerschule) und 1560 ein adeliges Convict. Sie unterzogen Kirche und Kloster der sorgfältigsten Reparaturen und ermüdeten nicht, beide, nachdem sie 1607 bei einer Feuersbrunst bis auf die Hauptmauern ein Raub der Flammen wurden, wiederholt in entsprechender Weise und zwar in kürzester Zeit aufzubauen. Somit war es abermals der religiöse Feuereifer, der dies Gebäude von sicherem Untergange rettete und neues Leben den halbverfallenen Mauern eingoss. Eine Hauptzierde verdankt die Kirche der Eleonora aus Mantua, Witwe Ferdinands III., welche die noch heute bestehenden prunkvollen Frontons, sowie die ganze herrliche Kirchenfäçade von Silvestro Carloni herstellen liess und noch vor ihrem Tode die nöthige Summe bestimmte. Der Künstler vollendete das Werk binnen drei Jahren (1662), wie dies die Inschrift besagt: „*Anna Eleonora Augusta Deo Reginaeque Angelorum posuit MDCLXII.*“ In dieser neuen Gestalt blieb Kirche und Professhaus unverändert bis zur Aufhebung der Jesuiten (1773).

Ein interessantes Bild (*sub Fig. 4*) veranschaulicht die beiden alten Jesuitengebäude

¹⁾ Vide: Hormayr's „Geschichte Wiens“, IV. Band. 3. Heft, Seite 25, und Geusau's Geschichte, III. Th. S. 254.



Das Professhaus und die Kirche der Jesuiten am Hof im Jahre 1773.

Fig. 4.

aus der Zeit, als das aufgelassene Professhaus bald darauf in ein Hof-Kriegsrathsgebäude umgewandelt wurde.¹⁾

Ein nicht minder lebhaftes Bild (*sub Fig. 5*) zeigt uns die entgegengesetzte Seite des Hofes²⁾ mit seinen kleinen interessanten Häusern (aus der Zeit der Vierziger-Jahre, ehe die „Creditanstalt“ sie verdrängte). Jedes der einzelnen Häuser hat seine besondere Geschichte, die erzählt zu werden sich der Mühe verlohnt, da sie mit der Stadtgeschichte auf's Innigste verknüpft ist. — Sollte aber jemand einwenden: „Die Geschichte habe mit den Häusern, Strassen und Plätzen nichts zu schaffen,“ erwidere ich: „Was haben die Modetrachten, Möbel, das Kunsthandwerk, ja die Kunst überhaupt mit der Geschichte gemein? Sie alle sind ja die zutreffenden Dolmetsche der Geschichte, die geistigen Fühler der Zeitbewegung, die wir nur in ihren äusseren Erscheinungen nachzuempfinden vermögen.“ — Auf diese richtige Voraussetzung gestützt will ich die einzelnen Gebäude dieses Platzes besprechen und beginne mit den wichtigsten, mit jenen der „Jesuiten am Hof“.

Das Professhaus der Jesuiten zur Zeit der Aufhebung ihres Ordens in Oesterreich.

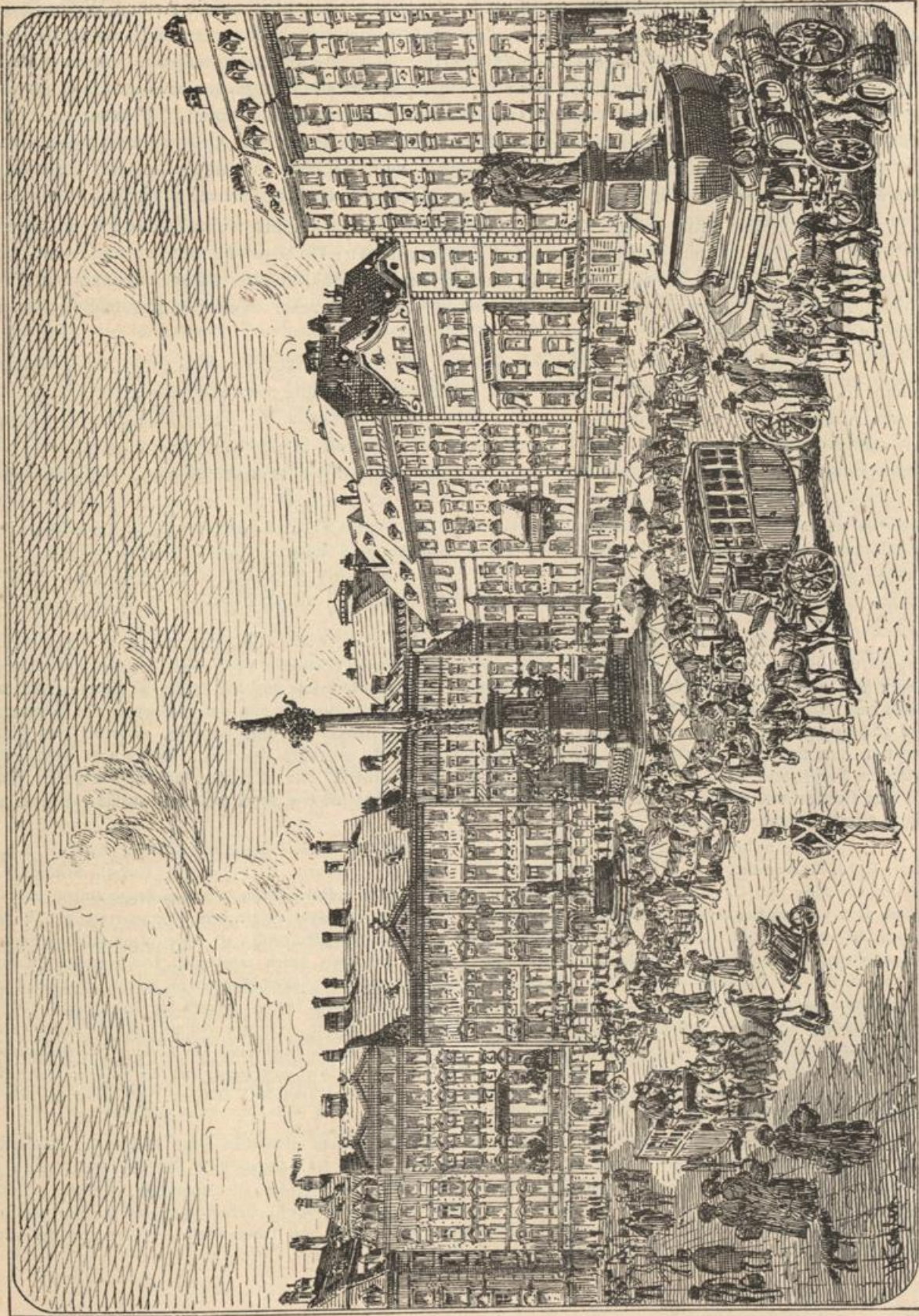
Am 24. Mai 1554 nahmen die Jesuiten von diesem Gebäude Besitz³⁾ und begannen von hier aus ihre antilutherische Mission. Anfangs traten sie bescheiden auf, und nur schrittweise erkämpften sie sich Vertrauen und Popularität, obwohl sie Manches von den Prädicanten und dem leichtgläubigen, reizbaren Haufen zu erdulden hatten; doch nichts konnte sie schrecken, nichts beugen oder ermüden. Leise legten sie den Kappzaum dem Volke an, aber desto hurtiger wussten sie die straffen Zügel zu spannen; vorsichtig breiteten sie sich aus, aber desto sicherer machten sie ihren Einfluss überall und bei Allem geltend. Sie trugen dazu bei, dass z. B. die Juden, des schändlichsten Wuchers und der Spionage mit den Türken wegen angeklagt, mit Verordnung von 1554 von Wien abgeschafft wurden; dass am 20. Februar desselben Jahres Ferdinand I. ein scharfes Mandat erliess, wonach den Laien auf das Strengste verboten war, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu nehmen; dass Pater Canisius, ein Jesuit in Ingolstadt, hieherberufen wurde, damit er seinem (noch bis zum heutigen Tage berühmten) Katechismus in Wien Eingang verschaffe; mit einem Worte, täglich mehrte sich ihr wunderbarer Einfluss und nichts glich ihrer Macht. Schon 1568 betraute sie Maximilian II. mit der Kanzel der Theologie; 1582 Rudolf II. mit dem Besitze des Klosters und Kirche zu St. Anna; 1625 Ferdinand II. mit der ganzen Leitung der Universität und mit der Bücherzensur. So hatten sie denn den ganzen Staat in ihren Händen, Volk und Adel, sie waren Beichtväter, Rathgeber und Vertraute des Hofes geworden. Statt von dieser glänzenden Stellung zum Besten der Menschheit Gebrauch zu machen, waren sie nur auf selbstsüchtige Vermehrung ihrer Ordensgelder bedacht; sie liessen sich „Beichtkreuzer“ zahlen,⁴⁾ verkauften (was sich mit der Würde ihres

¹⁾ Das seltene Originalbild (22 Centim. hoch und 24 Centim. breit, aus dem Jahre 1773) war dem damaligen Nuntius Garampi gewidmet, von E. F. Erl gezeichnet und von G. M. Sicerist gestochen; es musste unmittelbar nach der Vertreibung der Jesuiten geschaffen worden sein, da es die Aufschrift führt: „*Vue de Hof, de la Colonne, de la Conception Imacule de Saint Marie, de l'Eglise, des Ex-Jesuite et de la Nonciature, ou Palais du Nonce-Dedié à son Eminence, Joseph Garampi, Arche-Eveque de Bereti, Nonce Apostolique à Vienne etc. etc. par les tres humbles et tres obaisans Directeurs du Negoce commun de l'Academie Imperiale d'Empire.*“

²⁾ Diese Federzeichnung von der Hand des Altmeisters Vincenz Katzler, jenes verdienstvollen Historienzeichners, der einen Theil seiner nicht unbedeutenden „Alterthumssammlung“ mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zur Verfügung stellte, gibt mir Gelegenheit, meinen wärmsten Dank hiermit öffentlich auszusprechen.

³⁾ Vide: Geusau's Geschichte Wiens, III. Theil, Seite 261, und Anton Socherius S. J. *Histor. Prov. austr. Soc. J.*, Seite 47 und 48.

⁴⁾ Die Beichtkreuzer wurden von Maria Theresia mit Verordnung vom 16. October 1767 als unpassend abgeschafft (vide Kropatschek's juridisch-politische Gesetzsammlung V., 223), wie sie denn überhaupt in kirchlichen Angelegenheiten so manche Unzukömmlichkeiten abstellte, wenn sie ihr dem Ansehen der Kirche nachtheilig schienen. So z. B.



Der Hof gegenüber der Kirche aus der Zeit von 1840—1850.

Fig. 5.

Standes kaum vereinbarte) vor den Thoren ihres Professhauses persönlich an die Armen Wein, Chocolate, fertige Kleider etc. zu theueren Preisen und vor der Carmeliterkirche, sowie bei St. Anna Heiligenbilder, Rosenkränze, geweihte Gegenstände, Tränkchen und allerlei Heilmitteln. Ein Brief Maria Theresia's an die Gräfin Enzenberg spricht sich in Bitterkeit über diese misslichen Gegenstände aus.¹⁾ Auch die höchsten Kreise suchten sie zu ihrem Vortheile auszubeuten. Sie mischten sich in Staatspolitik, unterhielten geheime Correspondenzen mit Rom und ihrem Ordensgeneral und liessen sich zu allerlei Denunciationen gebrauchen. Ihr Druck wurde immer unerträglicher und die edelsten Männer der Wissenschaft drängten zuletzt die Kaiserin zur Aufhebung dieses gefürchteten Ordens.²⁾

Die vielen schlagenden Gründe, die allseits in's Feld geführt wurden, das gleiche Beispiel der kürzlichen Ausweisung der Jesuiten aus Spanien, Frankreich und Parma, vor Allem aber die Staatsraison zwangen die Kaiserin, den drängenden Zeitverhältnissen endlich nachzugeben. Wie geheimnissvoll am kaiserlichen Hofe die Vorbereitungen zu dieser Aufhebung getroffen wurden lehrt uns die Geschichte.³⁾

Am 10. September 1773 Abends spielte sich im Professhause eine jener denkwürdigen Scenen ab, welche die ganze katholische Welt in höchste Spannung und Aufregung versetzten. An diesem Abend gewährte man im Hause einen lebhafteren Verkehr als gewöhnlich; Thüren hörte man öffnen und schliessen, die Patres auf Stiegen und Gängen geschäftig hin- und hereilen. Der grosse Empfangssaal war ungewöhnlich herausgeputzt und alle Ordensmitglieder zum feierlichen

befahl sie die Aufhebung des Klosterkerkers mit Vdg. vom 31. August 1771 (Kropatschek VI., 374—376); ferner mit Verordnung vom 4. September 1771, dass Geistliche kein Testament als Zeugen unterfertigen und nie Geld ausser Land versenden dürfen, eine weise Verfügung, die auch in die moderne Gesetzgebung überging (Kropatschek VI., 377—381), endlich mit Verordnung vom 23. September 1768, dass Excommunicationen nicht ohne Beiziehung des Kreisamtes vorzunehmen seien (Kropatschek V. 376).

¹⁾ Aus Alfred Ritter von Arneht's höchst schätzenswerthem Werke: „Maria Theresia's letzte Regierungszeit“ (III. Band, Seite 97) entnehme ich folgende charakteristische Briefstelle der Kaiserin. Sie schreibt wörtlich: „Wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung. — Ihnen allein sage ich, daß ich für sie fürchte, denn man entdeckt viel hässliche Dinge in Geldsachen, welches sie sowohl in den Niederlanden als hier und insbesondere in Böhmen bei Seite geschafft haben. Das Haus bei St. Anna allein hat, indem es Heilmittel und Wein verkaufte, monatlich 5000 Gulden gewonnen, zum Nachtheile der Gastwirthe und Chocolademacher, denn sie verkauften diese Dinge und eben so ganz fertige Kleider im Professhause. Wenn ich all' dieß zudecken könnte, so wäre ich glücklich, aber ich fürchte, daß noch viel andere Sachen an's Licht kommen werden. Man spricht sogar von vierzig Millionen, welche seit dem Jahre 1757 nach England, Holland und Leipzig gesendet worden sein sollen.“

²⁾ Die heftigen Gegner waren zu jener Zeit Gerhard van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, Koller, Bibliothekar, Eybl, Schriftsteller, Martini, Rechtsgelehrter, Freiherr von Störk, Hofarzt, Birkenstock, Hofrath, Sonnenfels, Hofrath, vor Allen aber Carl III. von Spanien, der schon sechs Jahre vorher diesen Orden in seinem Staate aufhob und sich deshalb auch mit den gleichgesinnten Königen von Frankreich, Neapel und Portugal zu gleichem Zwecke vereinigte. Er war es auch, der sich schriftlich an Maria Theresia wendete, indem er schrieb: „Der Orden sei seiner ursprünglichen Einrichtung untreu geworden und dessen Fortdauer für die Kirche wie für den Staat gleich nachtheilig. Der gegenwärtige Papst (Clemens XIV.), von den jetzigen Grundsätzen der Jesuiten unterrichtet und mehr als ein Anderer im Stande, ein Urtheil über sie zu fällen, habe zu wiederholten Malen versichert, dass die Aufhebung dieses Ordens dem Wohle der Religion und der Kirche entspreche.“ — Vide: Ritter von Arneht's obiges Werk, III. Band, Seite 92. — In wie weit die durch mündliche Ueberlieferung zur Tradition gewordene Sage auf Wahrheit beruhe, dass nämlich ein Beichtvater der Kaiserin die Ohrenbeichte derselben seinem Ordensgeneral brieflich denuncirt und Fürst Kaunitz diesen Brief aufgefangen und der Kaiserin ausgeliefert habe, was zum Motiv der Aufhebung geworden sein soll, lässt sich durch nichts urkundlich erweisen, und selbst der fleissige Geschichtsgelehrte Arneht erwähnt dieses Umstandes mit keiner Sylbe.

³⁾ Am 21. Juli 1773 fertigte Papst Clemens XIV. die so berühmt gewordene Bulle *Dominus ac Redemptor*, womit endlich die Aufhebung ausgesprochen war, und übersendete sie an Carl III., der sie nach beiläufig drei Wochen am 13. August durch seinen Gesandten insgeheim an die Kaiserin absendete; hier wurden alle Massregeln im Stillen getroffen aber die Publicirung bis zur Ankunft Josef II. verschoben, der zur Bereisung Süd-Ungarns, Siebenbürgens und des neuerworbenen Galiziens von Wien abwesend war, und man sich daher wegen Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Verkehrsmittel seinen Rath und Beistand nicht brieflich erbitten konnte.

Empfange des Erzbischofs auf die siebente Stunde eingeladen. Niemand wusste, um was es sich handle; endlich erschien der angemeldete Besuch. Cardinal Erzbischof Graf Migazzi ¹⁾ in Begleitung des Nuntius Garampi, Vicepräsidenten der Hofkammer Grafen Wrbna und mehrerer Commissäre trat ein und verlas auf Befehl der Kaiserin die Bulle Clemens XIV., wonach der Jesuitenorden in Oesterreich für immer aufgehoben war. Welches Entsetzen malte sich auf den erbleichenden Gesichtern der Betroffenen, welches Gemisch von Zorn und Demuth machte sich auf den Zügen der frommen Väter bemerkbar! Wrbna liess sich die in den Cassen befindlichen Gelder, sowie die Schriften ausliefern, die sich auf ihre Besitzthümer bezogen; das gleiche Verfahren wurde auch in den übrigen Jesuitenhäusern und im „Theresianum“ (das bekanntlich unter ihrer Leitung stand) wiederholt. Alles ging in gewünschter Ordnung und Ruhe vor sich, nirgends war ein Ausschreiten bemerkbar. Am 15. September verkündete das „Wiener Diarium“ die Aufhebung²⁾ obgleich die Nachricht bereits mehrere Tage in der Stadt bekannt war, und wie ein Blitz in die Massen fuhr und wirklich die lebhafteste Theilnahme allseitig erregte; wunderbar bleibt es jedoch immer, dass dieses Ereigniss von den verschiedenen Schichten der Gesellschaft ganz verschieden aufgefasst wurde. Die Gebildeten, Beamte, Geistliche und Gelehrte jubelten laut, das Volk aber nahm diese Neuigkeit mit wahrhaftem Bedauern auf.

Es ist interessant, das Urtheil der Zeitungen von damals zu hören.³⁾ Der Abzug der Jesuiten geschah so rasch, dass jede Demonstration vermieden wurde. Gleich nach ihrem Abgange wurde das Professhaus für den Hofkriegsrath adaptirt und die nöthige Umgestaltung so rasch in Angriff genommen, dass das neue Hofkriegsrathsgebäude schon im Frühjahre 1775 vollkommen hergestellt war. Wie das Bild ⁴⁾ *sub Fig. 6* (im Vergleich zu Figur 4) zeigt, wurde das Haus um einen vierten Stock, mehrere Einfahrtsthore und einen auf steinernen Lauben ruhenden grossen Balcon vermehrt und die Hauptfront mit imposanten Frontons, militärischen Emblemen und einer grossen Inschrift ⁵⁾ auf das Prachtvollste geschmückt. Die vielen Verzierungen an den Gesimsen, die stylvollen Säulen zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Stockwerkes, die herrlichen Frontons, sie alle sind trotz eines Verlaufes von 105 Jahren bis auf den heutigen Tag unverändert dieselben geblieben. Auch das Innere des Gebäudes wurde auf das Zweckmässigste für die Wohnung des Kriegspräsidenten und die nöthigen Bureaux hergestellt und der grosse Sitzungssaal (Rathssaal) auf ausdrücklichen Befehl Josefs mit den herrlichen Büsten Laudon's und Lascy's geziert und vier Kanonen vor der Hauptwache aufgestellt, die merkwürdigerweise bis zum Jahre 1849 hier verblieben.

¹⁾ Vide: Hormayr's Geschichte Wiens I. Band, II. Jahrgang, Seite 167.

²⁾ Das Wiener Diarium vom 15. September lautete: „Se. päpstliche Heiligkeit haben für gut befunden, den Jesuitenorden gänzlich aufzuheben. Die hierwegen in Form eines Breve erlassene Anordnung ist den hiesigen Gliedern dieses Ordens von Sr. hochfürstlichen Eminenz Herrn Cardinal-Erzbischof in Gegenwart der k. k. Commissarien behördlich kundgemacht und deshalb Alles mit der grössten Anständigkeit und Ordnung vollbracht worden etc.“

³⁾ So schreibt z. B. ein Blatt vom 15. September: „Gestern kam die berühmte Bulle Clemens XIV. zu Wien an. Sie wird mit verschiedenem Beifall aufgenommen; der Pöbel, dessen Schwäche darin besteht, allezeit auf Seite des Delinquenten zu sein, es mag dieser ein Missethäter oder Märtyrer sein, bedauert die frommen Väter, zu ihnen schlagen sich alle Idioten, Projectenmacher und Pflastertreter.“

⁴⁾ Dieses Bild wurde von Carl Schütz nach der Natur gezeichnet und gestochen und führt das Datum Wien 1780. (25 Cmt. hoch und 40 Cmt. breit, im Verlage bei Artaria in Wien erschienen.)

⁵⁾ Die Inschrift lautet:

*Josephus II. et Maria Theresia Augg.
Salutis Publicae Tutelae
Re militari Novis in clementis Aucta
Has Aedes Dedicarunt MDCCLXXV.*

Vor dieser Wache spielte unter Maria Theresia's und Josef's Zeiten an warmen Sommerabenden fast täglich Militärmusik und elegante und wohlhabende Bürger sah man oft in Scharen am Platze friedlich und zufrieden lustwandeln.

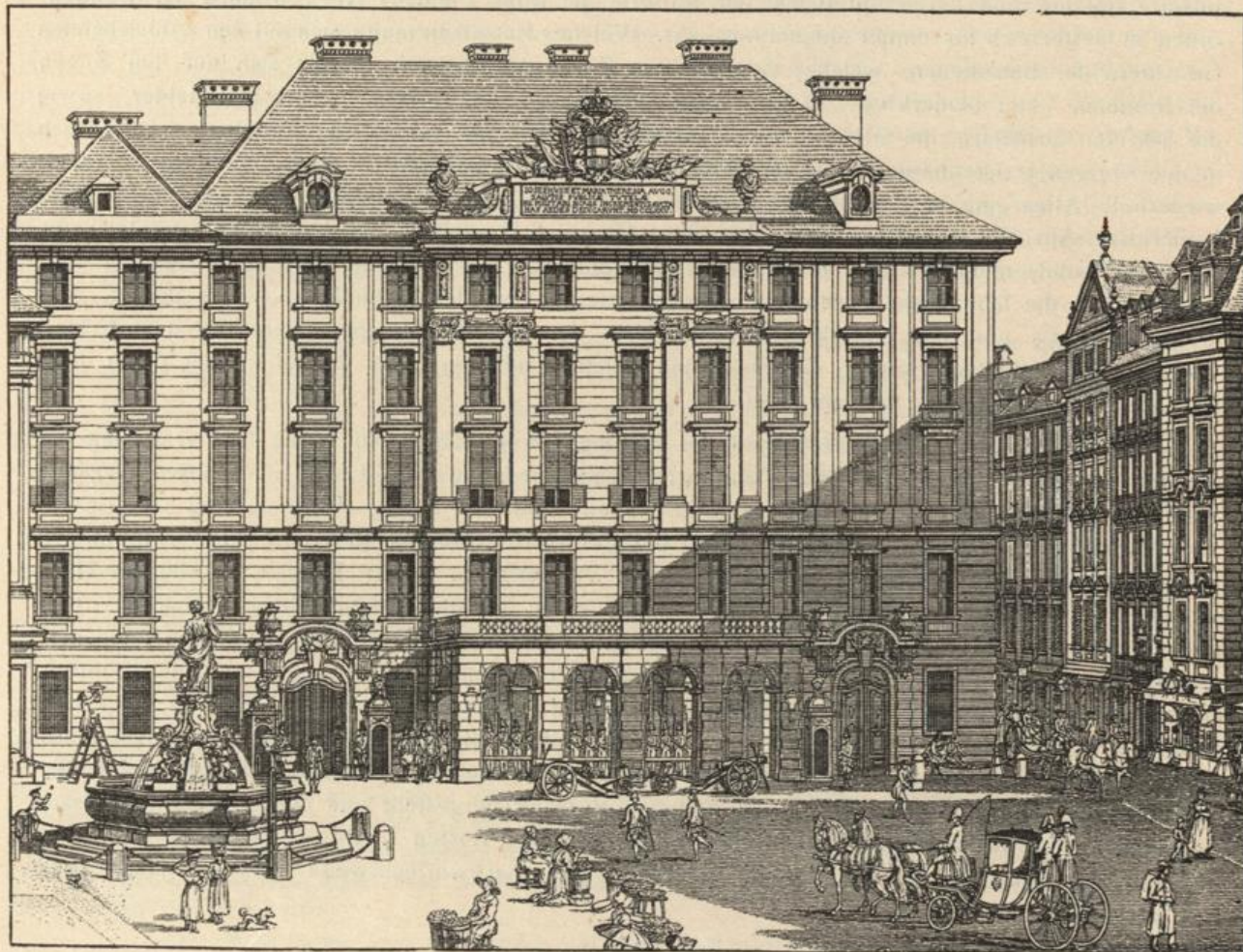


Fig. 6.

Das Hofkriegsraths-Gebäude am Hof 1775.

Die Kirche am Hof.

Dieselbe wurde gleich nach der Vertreibung der Jesuiten renovirt und zur Stadtpfarre erhoben. Sie verlor den Namen: „Zu den Oberrn Jesuitern“ (im Gegensatz der „Unterrn Jesuitern“ an der Universität) und wurde nur „Marienkirche zu den 9 Chören der Engel“ oder „Garnisonskirche“ genannt und das Innere einer mehrfachen Umgestaltung unterzogen. Zwar zeigt das grosse Schiff der Kirche noch immer die gothischen spitzen Gurtenbogen und alten Pfeiler, die aber in achteckige Säulen umgewandelt, mit römischen, etwas sonderbar contrastirenden Capitalern versehen wurden, auch tragen die Wände noch immer eine reiche Stuccatur und ganz die geschmacklose Ueberladung des XVII. Jahrhunderts mit strotzenden Wolken und Holzvergoldungen. Wir sehen uns hier überhaupt ganz in den Baustyl jener geschmacklosen unkünstlerischen Zeit versetzt, der durch seine sinnlose Verzierungssucht, durch das consequente Beseitigen alles Einfachen und Edlen, durch das vollständige Missverstehen der „Antike“ hier wie bei so vielen Denkmälern

jener Zeit so Vieles verdarb, was nun nicht mehr verbessert werden kann. Dagegen hat das Chor (Presbyterium) ein durchaus modernes Aussehen durch Verschallung des Gewölbes und Aenderung der Fenster gewonnen. Wahrhaft gross und effectvoll ist das Altarbild: „Maria von 9 Chören der Engel umgeben“. Es wurde im Jahre 1798 von Josef Georg Döringer unter Aufsicht des Professors Maurer gemalt; seine durchaus edle Conception und überaus sanften Farbentöne bilden seinen unbestrittenen künstlerischen Werth. Die übrigen Altarblätter: „Die Vermählung Marias,“ „Die Flucht nach Egypten,“ „Die Opferung im Tempel,“ sind von dem fleissigen und in der Zeichnung äusserst gewissenhaften Sandrart; die heilige Jungfrau mit dem Jesukinde (dem heiligen Liborius erscheinend) von Ludwig Carracci befindet sich links in der Capelle; endlich die „Fresken“ in der andern Capelle sind von Maulbertsch (einem Schüler Schuppen's und van Roy's), Mitglied der Akademie und späteren Hofkammermaler, ausgeführt. Vorzüglich schön ist das Chor und beachtenswerth der noch immer imposant wirkende äussere Balcon an der Hauptfront der Kirche, an den sich eine der denkwürdigsten Erinnerungen des Platzes knüpft.

Die Segenspendung des Papstes Pius VI. (1782) von der Terrasse der Kirche.

Als Josef II. die vielen kirchlichen Reformen (nach dem Tode seiner Mutter) einzuführen gedachte, hielt sich Papst Pius VI. im März 1782 zu einer Reise nach Wien dringend bewogen, um den Kaiser, seinen geliebtesten Sohn, wie er ihn zu nennen pflegte, zur Umkehr zu bewegen; war dies schon überhaupt ein ungewöhnlicher, ja bisher unerhörter Vorfall, den ganz Europa heftig besprach, so musste das Erscheinen des heiligen Vaters innerhalb der Mauern Wiens die Wiener vollends in gerechtes Erstaunen versetzen. Am 21. März fuhr der Kaiser in Begleitung des Erzherzogs Maximilian dem Papste nach Neunkirchen entgegen; von Neustadt bis Wien war die Heerstrasse mit Menschen besät; man drängte sich aus den Vorstädten und vom Lande herbei, um ihn, das Oberhaupt der Kirche, zu sehen, und als Maueranschläge in den Strassen verkündeten, der Papst wolle am Osters- tage (31. März) einen allgemeinen Segen und vollkommenen Ablass von der Terrasse der Hofkirche dem Volke ertheilen, war der Platz schon am frühesten Morgen mit Andächtigen aller Stände vollgedrängt. Um zehn Uhr hielt der Papst mit den in Rom üblichen Ceremonien das Hochamt bei St. Stefan und begab sich von da unter Begleitung des Cardinals Migazzi, Batthyany, des Primas von Ungarn und Herzan, dann vieler lateinischer und griechischer Diacone und Kirchenfürsten zur Kirche am Hof. Um elf Uhr erschien er im weissen Talar und Rochet mit der Tiara am Haupte auf der Terrasse, setzte sich unter dem rothsamtenen Baldachin nieder und sang die „Absolution“. Lautlose Stille herrschte am Platze, Kopf an Kopf war die Menge gedrängt; die Sonne sendete vom wolkenlosen Himmel die lieblichsten Strahlen auf die Gläubigen hernieder. Der Papst sang die Absolution in lateinischer Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes komme über Euch und bleibe bei Euch allezeit, Amen.“ In demselben Augenblicke, als der heilige Vater die Hände segnend zum Himmel erhob, gab eine auf der Freilung postirte Grenadiercompagnie eine Salve und die Kanonen donnerten von den Wällen der Bastionen. Hierauf trat der erste Cardinaldiacon, Batthyany, vor und sagte: „*Indulgentiam beatissime pater,*“ worauf der Papst erwiderte: „*Plenarium.*“ Diesen Ablass verkündete der Cardinal dem Volke sodann durch Zettel, die er in vielen tausend Streifen hinabflattern liess. Das Volk entfernte sich nach und nach, und es ist bezeichnend genug, dass nicht ein einziger Unfall, ja nicht einmal die geringste Unordnung unter mehr als 50.000 Menschen zu beklagen war. Ein einziger komischer Zwischenfall ist uns zur Erinnerung aufbewahrt. Als nämlich der Papst den Segen ertheilte, entblösste Jeder ehrfurchtsvoll das Haupt, nur Einer behielt seinen breiten Krempehut auf, was dem Papste nicht entging. Bei der Hoftafel kam dieser Vorfall zur Sprache und ein Tischnachbar erzählte dem heiligen

Vater, dass ein gewisser „Blumauer“ der Unehreerbietige gewesen sei, und dass er, ein Sonderling und obendrein ein Dichter, deshalb zur Rede gestellt, geantwortet habe: „Ist der Segen gut, so geht er auch durch den Hut!“ Pius VI. lächelte und sagte, ohne diesem Gegenstande weiter eine besondere Beachtung beizulegen: „Ich dünkte, der Segen eines alten Mannes hätte ihm gewiss nicht geschadet.“ Wie andächtig übrigens die grosse Menge sich bei dem feierlichen Acte verhielt, geht aus mehreren schriftlichen Mittheilungen hervor.¹⁾

Ein sehr interessantes, die damalige Scenerie trefflich schilderndes Bild (*sub Fig. 7*) von Carl Schütz († 1800) ist durch sein genaues Detail für uns höchst schätzenswerth.²⁾ Es gibt uns ausser der Segenspendung noch den Aufschluss über jene damals neuerrichtete „polnische Leibgarde“, die mit gezogenen Säbeln am Balcon postirt war. Sie paradirte damals zum ersten Male öffentlich in Wien und erregte bei den schaulustigen Wienern nicht geringes Aufsehen. Josef gründete sie aus Anlass der kürzlichen Anwesenheit des Grossfürsten, nachmaligen Czar Paul und seiner Gemalin, Maria Feodorowna; sie war mit ihren malerischen Tigerfellen, mit ihren dunkelblauen mit Roth und Gold reich gezierten Uniformen, ihren niederen, mit weissen Pelzen ausgeschlagenen Mützen aufs Herrlichste herausgeputzt. Die Waffe war der grosse polnische Säbel und eine hohe Lanze, ihr Chef Fürst Czartoryski, einer der ausgezeichnetsten polnischen Magnaten. Leider bestand diese schöne Garde nicht lange und wurde (nachdem sie mit 1. November 1781 gegründet ward) schon mit 1. Mai 1791 von Leopold II. wieder aufgelöst und zum Theil in die heutige „Arcieren-Garde“ umgewandelt.

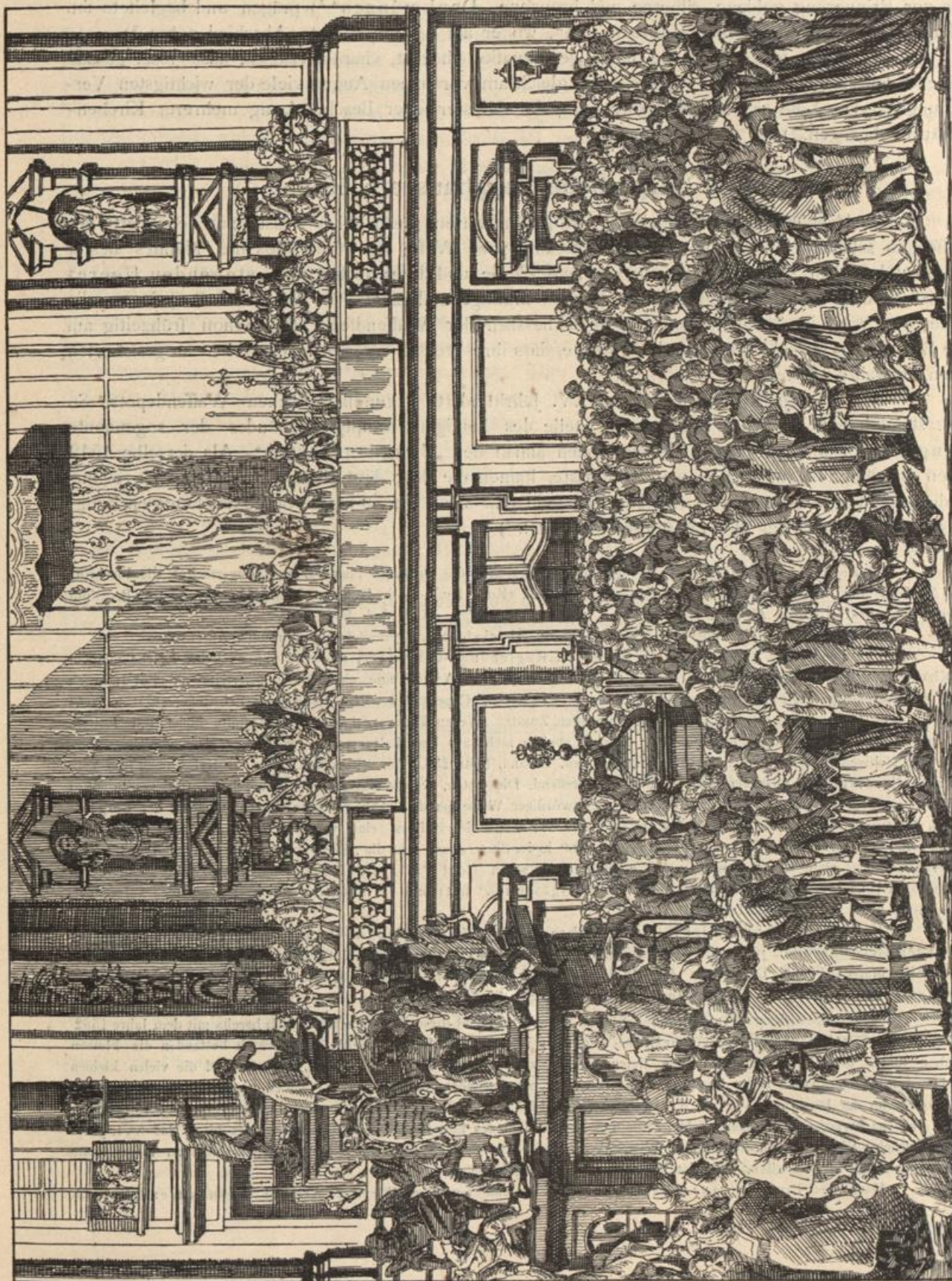
Die mehrwöchentliche Anwesenheit des heiligen Vaters in Wien (vom 22. März bis 22. April) hatte, merkwürdig genug, die verkehrte Wirkung; sie brachte die projectirten Kirchenreformen (statt sie zu verhindern) erst recht in Fluss. Mehrmals versuchte es Pius VI., den Kaiser in seinen Entschlüssen wankend zu machen, doch immer vergebens; immer wusste dieser auf die feinste und tactvollste Weise die Hochachtung, die er seinem Gaste schuldete, mit jener männlichen unwandelbaren Festigkeit zu vereinigen, die eben nöthig war, um die an ihn gestellten Zumuthungen auf das Artigste, aber auch auf das Entschiedenste zurückzuweisen. Der Kaiser liess es an keiner Aufmerksamkeit fehlen, um seinem hohen Gaste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; er fuhr ihm bis Neunkirchen entgegen, wies ihm (als dieser bei dem gelehrten Nuntius Garampi am Hof Quartier nehmen wollte) die Hofburg zur Wohnung an, hielt freie Tafel, begleitete ihn mehrmalen bei seinen Ausfahrten,³⁾ stellte den „Pantoffel“ dem Volke zum Handkusse aus,⁴⁾

¹⁾ So z. B. entnehmen wir aus der Geschichte von Carl Weis, II. Theil, Seite 106, den Brief eines Augenzeugen, er schreibt: „Sie können es nicht glauben, welchen Eindruck es machte, mehr als 50.000 Menschen auf einem Platze versammelt zu sehen, wenn der Ausdruck der frommen Gefühle aus allen Mienen leuchtet. Man denke sich nun das Erscheinen des Papstes mit dem ganzen Pompe, der den Vater der Christenheit umgibt, wie er sich gegen die Erde neigt, dann seine Arme gegen den Himmel emporhebt, in einer Stellung, welche die volle Inbrunst eines Mannes ausdrückt, der das Gebet eines ganzen Volkes darbringt.“

²⁾ Das Bild führt die Jahreszahl 1782 und die Aufschrift: „Feierliche Segenertheilung am Ostertage auf dem Hofe zu Wien“ nach der Natur gezeichnet und gestochen von Carl Schütz. (32 Ctm. breit u. 19 Ctm. hoch.)

³⁾ Papst Pius VI. besichtigte mehrmals die Stadt und mehrere Kunst- und wissenschaftliche Anstalten. Am 23. März fuhr er zu den Kapuzinern, wo er am Sarge Theresiens betete; am Gründonnerstage reichte er dem Kaiser das Abendmahl und verrichtete die Fusswaschung in der Burg, am Charfreitag besuchte er zu Fuss die heiligen Gräber bei den Schotten, am Hof, bei St. Peter, bei St. Michael und in der Burg, wobei der Kaiser die Leibgarden, die k. k. Truchsesse, Edelknaben und Kämmerer als Bedeckung befahligte.

⁴⁾ Die Verehrung für den heiligen Vater (der sich übrigens schon persönlich durch schöne Gesichtszüge und edle Gestalt auszeichnete) ging so weit, dass sein Pantoffel in die vornehmsten Häuser zum Kusse herumgetragen wurde; die ganze Dienerschaft musste mit Fackeln in der Hand am Haushore das Fussbekleidungsstück empfangen, welches auf einer silbernen Schlüssel liegend, von Zimmer zu Zimmer und von Haus zu Haus getragen wurde. Vide: Realis' Curiositäten- und Memorabilien-Lexicon von Wien, II. Band, Seite 234.



Die Segenspendung des Papstes Pius VI. am Ostartage 1782 vom Balcon der Hofkirche.

Fig. 7.

liess zur Erinnerung goldene, silberne und bronzene „Denkmünzen“¹⁾ prägen und begleitete ihn endlich bei seiner Abreise bis „Mariabrunn“, wo er auf das Herzlichste Abschied nahm.²⁾

Dennoch ist es für die damalige Situation höchst charakteristisch, dass Josef gerade während der Anwesenheit des Papstes, also gleichsam vor seinen Augen viele der wichtigsten Verordnungen erliess, die sich auf die Aufhebung der Klöster oder Beschränkung mehrerer Kirchengebräuche bezogen.³⁾

Das bürgerliche Zeughaus am Hof.

Je kriegerischer und zügelloser die Zeiten waren, desto höher wusste man den Werth der Waffen zu schätzen. So war es auch im Mittelalter; die Waffe war nicht blos des Mannes bester Schutz und Schirm, sondern auch seine schönste Zierde, und da es noch keine „stehenden Heere“ gab, ist es wohl selbstverständlich, dass eine so muthige und zahlreiche Bürgerschaft (wie es die wienersche war), in deren Händen fast ausschliesslich der Waffendienst lag, schon frühzeitig auf gute Bewaffnung bedacht war und dafür sorgte, dass ihre grossen „Waffenvorräthe“ an gesicherten Orten verwahrt würden.

Wir begegnen daher schon im XV. Jahrhunderte urkundlich solchen Waffendepots. So z. B. stand bereits im Jahre 1444 an der Stelle des heutigen Hauptpostgebäudes der sogenannte „Zeugstadel“ und im Jahre 1540 am hohen Markt der „Zeughauskasten“. Als derselbe 1542 wegen Baufälligkeit aufgelassen werden musste, kamen die dort hinterlegten Waffen in ein eigens zu diesem Zwecke „am Hof“ errichtetes Gebäude und zwar gerade an die Stelle des heutigen Zeughauses, wo ehemals der alte „Fleischhof“ stand.⁴⁾

¹⁾ Die Gold- und Silber-Medaille hatte (Aversseite) das Brustbild Pius VI. und (Reversseite) die Inschrift: „Die II. Maii Aug. Vind. ingressus et VI. Maii egressus 1782. (Roda fec.) — Die Bronze-Medaille (Avers) das Brustbild (Revers) Umschrift: „Joseph II. Aug. Vindob. hospes a die XI. kal. Apr. ad X. kal. Mai. 1782.“

²⁾ Eine Marmorplatte ober der Kirchenthüre zu „Mariabrunn“ verewigt den rührenden Abschied.

³⁾ Schon am 3. April erliess der Kaiser ein Regierungs-Circulare, dass von nun an keine Leiche mehr in den Kirchen und deren Gräften begraben werden dürfe; dann am 10. April eine eigenhändig gefertigte „Verordnung“, womit der übermässige Aufputz, Prunk und Beleuchtung in Kirchen und Capellen, dann bei Heiligen in Privathäusern strengstens verboten wurde, und machte als Motivirung den originellen Zusatz: „Wegen Feuersgefahr, da der Aufputz meist mit Latten, Brettern, Papier und Stoffen geschehe und die Privat-Capellen mehr aus Unterhaltung und Zerstreung als aus wahrer Verehrung der Heiligen besucht werden.“ (Vide: Kropatschek, I. Band, Seite 255.) Zur selben Zeit erliess der Kaiser noch fünf Verordnungen die Aufhebung mehrerer Klöster in Wien betreffend. Die ersten, welche das Los der Aufhebung traf, waren drei Clarisserinnenklöster in Wien und darunter merkwürdiger Weise gerade „das Königskloster“ nächst der Burg am heutigen Josefsplatz, welches den Anfang machte (wo eine Verwandte des Kaisers, eine verwitwete Königin von Frankreich Stifterin und Vorsteherin war), dann die „Nicolaiernen“ in der Singerstrasse und die „Siebenbüchernerinnen“ bei St. Josef im Sterngassel. Das erste wurde zum Bau des gräflich Fries'schen (jetzt Pallavicini'sche) Palais, das zweite zu mehreren Privathäusern (und sein Andenken lebt noch im „Nicolai-gässchen“ fort) und das dritte zu einem Polizeihause verwendet, wie es noch heute im Sterngassel existirt.

Vide Verzeichniss aller in diesem Jahre (1782) in Wien aufgehobenen Männer- und Frauenklöster und Orden (Kropatschek jur.-polit. Gesetzsammlung, II. Band, Seite 130): Carmeliterinnen 21, Benedictinerinnen in der Elsterpfarre 19, St. Dorothea 19, Philippi Neri 6, Hieronymitaner 8, Theatiner 11, Trinitarier 62, Canonissier zur Himmelfort 67, St. Jacob 64, St. Laurenz 50 Seelen.

⁴⁾ Als „Zeughaus der gemeinen Stadt Wien“ erscheint dieses Gebäude urkundlich bereits mit dem Jahre 1562 erwähnt. Vide: Mittheilungen des Alterthum-Vereines in Wien, XVI. Band, Seite 31. Hiernach bestanden die kleinen Häuschen hinter dem Zeughaus gegen den tiefen Graben zu Suttinger's Zeiten noch nicht, dagegen sind die vielen kleinen Häuschen am Hof gegen den tiefen Graben damals fast ganz verschwunden, um grösseren Platz zu machen. Die Häuserreihe „am Hof“ von der Bognergasse zur Freiong zählte (1547) acht und auf der entgegengesetzten Seite zwölf kleine Häuser. Ihre nachweisbaren Besitzer reichen nach den Protokollen des kaiserlichen Quartiermeisteramtes bis in das XVI. Jahrhundert zurück. Vide: Johann Cunibald v. Wenzelsberg, kais. königl. Rath und Obrist-Hoff-Quartiermeister zu Wien, Hoff-quartiermeisterbuch in 2 Theilen, vollendet im letzten August 1664.

Dann des Pöndy Franz „Häuser-Verzeichniss“ und jenes des Werner Arnold Steinhauser (der auch

Seine jetzige schöne Gestalt erhielt es unter Carl VI. (1732), indem es auf Kosten der Bürger ganz neu von Grund aus aufgebaut wurde. Der Bau begann im Mai 1731, wobei die Arbeitsleute beim Graben der Grundfeste viele kleine silberne sehr dünne Münzen fanden, die man für römisches oder gothisches Geld hielt. Die imposante Façade ist vom Hofbildhauer Matielli mit Trophäen und der Giebel mit zwei allegorischen Figuren, die Weltkugel haltend, und einer kurzen Inschrift geziert, welche lautet: *Imperante Carolo VI. instauravit S. P. Q. V. Anno 1732.*

Das nebenstehende Bild (*sub Fig. 8*) zeigt uns die Hauptfront des Gebäudes aus dem Jahre 1732 von der Hofseite aus.¹⁾ Das Innere ist sehr zweckmässig eingerichtet und birgt einen wahren Schatz der kostbarsten geschichtlichen Reminiscenzen, die sich grösstentheils auf die heldenmüthige, in der Weltgeschichte ewig ruhmwürdige Vertheidigung der „Wiener Bürger“ gegen die Türken (in den beiden Belagerungsjahren von 1529 und 1683) beziehen.²⁾ Unter all' den vielen Kostbarkeiten fällt uns hier ganz besonders ein kleines Kästchen aus Glas auf, welches am meisten unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag. Es ist in diesem kleinen Raume wohl ein grosses Stück Ironie des Schicksals zusammengepresst, eine Art Weltironie oder Welthumor, wie ihn Shakespeare am besten zu schildern vermochte. Hier ruht nämlich der „Todtenschädel“ des türkischen Heerführers „Kara Mustapha“. Derselbe Kopf, der die kühnsten Eroberungspläne ausgeklügelt, derselbe Kopf, der die prahlenden Worte gesprochen: „Er wolle in Wien für immer verbleiben.“ Dieser Kopf hat wohl seine Wünsche, jedoch in einem ganz anderen, kläglicheren Sinne erreicht. Er, der noch am 8. September 1683 des „Zauberhügels“ spottete, (so nannte er den Ravelin von der Löwelbastei) und noch am 10. September prahlte: „Er werde Wien zu einem türkischen Paschalik erheben,“ wurde schon im folgenden Jahre 1684 in Belgrad, auf Befehl seines Kaisers Muhamed IV., wegen Misserfolgen mit der „rothen Seidenschnur“ schimpflichst erdrosselt und seine Leiche in derselben Moschee beigesetzt, die er kurz vorher selbst erbauen liess. Bei Gelegenheit der Erstürmung Belgrads im Jahre 1688 kam sein Kopf in die siegreichen Hände des Herzogs von Lothringen, der denselben nebst der „Schnur“ und einem „Todtenhemde“ an Bischof Kollonitz nach Wien sandte, der diese Gegenstände nach festgesetzter Authentizität dem Zeughause mittelst Urkunde vom 17. September 1696 als Geschenk übergab.³⁾ Auch das „Todtenhemd“ ist beachtenswerth und wegen seiner vielen Gebete, Beschwörungsformeln und talismanischen Zeichen von culturhistorischem Interesse; nicht minder interessant die berühmte „rothe Blutfahne“, die Herzog Carl von Lothringen von Hamzsabeg erbeutete und die längere Zeit in der Stefanskirche hing, dann die „grüne Fahne des Propheten“, der die Türken eine eigene Wunderkraft zuzuschreiben pflegten und in der Moschee zu Belgrad besonders verehrten, wo sie

einen Plan von Wien 1716 herausgab); ferner „Verzeichniss aller in der kais. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien befindlichen Häuser“ von Behsel Anton, Stadtbaumeister in Wien 1829. Endlich „Wiener Schildregister“ zwischen 1775 bis 1794.

¹⁾ Auch dieses Bild verdanke ich der Sammlung des geschätzten Künstlers Vincenz Katzler. Dasselbe ist ganz geeignet, uns mit seinen interessanten Staffagen in den Geist des dritten Decenniums des XVIII. Jahrhunderts zu versetzen. Läufer, Carrossen, Modetrachten etc. sind dem Leben treffend abgelauscht.

²⁾ Im Jahre 1821 wurden die Waffensäule nach Anleitung des Stadtoberkämmerers F. X. Embel neu eingerichtet. Leider aber ward bei der Aufstellung kein bestimmtes System beobachtet. Erst im Jahre 1873 wurden diese planlos durcheinander gewürfelten Kostbarkeiten durch das Verdienst des Schätzmeisters Leitner und städtischen Archivars Carl Weiss mit fachkundiger Hand gesondert und übersichtlich geordnet.

³⁾ Hammer-Purgstall, der geschätzte Orientalist, bezweifelte im IX. Band seiner Geschichte des osmanischen Reiches, dass dieser Schädel je dem Leichname Kara Mustapha's angehört habe, indem er nicht in Belgrad, sondern zu Adrianopel hingerichtet und begraben worden sei. Neuere Forschungen jedoch, welche in Camesina's Werke: „Wiens Bedrängniss im Jahre 1683, als Anhang zum 49. Bericht des Wiener Alterthum-Vereines im VIII. Bande aufgenommen wurden, haben erwiesen, dass Kara Mustapha wirklich in Belgrad hingerichtet und begraben, und in der Moschee zu Adrianopel nur dessen „Gesichtshaut“ beigesetzt worden sei.



Fig. 8.

Bürgerliches Zeughaus am Hof aus dem Jahre 1732.

Laudon später erbeutete und dem Kaiser als das interessanteste Stück der vielen Siegestrophäen mit einem Schreiben übersandte.¹⁾

Zu den besonderen Merkwürdigkeiten älterer Zeit gehören auch die berühmten „Totenschilder“ Friedrichs IV., die am 29. August 1493 als Ausschmückung des Katafalks in der Stefanskirche benützt wurden; dann die Waffen des XVI. Jahrhunderts, die „Trombons“ (Plunderbüchsen), Wallbüchsen, Stangengewehre, Radschlossbüchsen (mit verdecktem Radschloss), wo über der Pulverpfanne ein Rauchfang angebracht war, auf die ich später zurückkommen werde. Auch viele Stücke als Kriegsreminiscenzen jüngeren Datums sind erwähnenswerth.²⁾

Die Nuntiatur.

Dieselbe, wie wir sie in Figur 5 (und auch zum Theil in Fig. 4) abgebildet sehen, hat sich seit ihrem letzten Neubau (1768) wohl nicht wesentlich geändert.

Ursprünglich stand hier die kleine St. Pankratius-Capelle, die bereits 1115 im Schottenstiftsbrief urkundlich als an der Stadtmauer gelegen genannt wird,³⁾ zur Zeit der Suttinger'schen

¹⁾ Die Erklärung der auf beiden Fahnen vorkommenden türkischen Zeichen, sowie die Uebersetzung aus der türkischen Sprache in's Deutsche verdanken wir Herrn Karabacsek. So z. B. sehen wir auf den Fahnen: Sonne, Mond und Sterne als Zeichen der türkischen Herrschaft; dann die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger als Rachehand vom Jahre 660 (nach Christi) über die Ermordung des Khalifen Ali, Schwiegersohnes des Propheten Muhamed; ferner das Glaubensbekenntniss der Mohamedaner: „*La il ah illa allahu Mahumcd asul allahi.*“ (Es ist kein Gott ausser Gott und Muhamed ist der Gesandte Gottes.) Ferner die Sprüche des Korans. Den 13. Vers der 61. Sure: „Hilfe von Gott und nahen Sieg verkündigen den Gläubigen die frohe Botschaft,“ oder den 2. Vers der 48. Sure: „Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Erbarmers, wahrlich wir haben dir einen wahren Sieg verliehen, auf dass dir Gott deine früheren und späteren Sünden vergebe und seine Gnade an dir vollende, und dich auf den rechten Weg leite.“ — Alle diese und ähnliche Aussprüche zeigen den echt fatalistischen Wunderglauben, dem die Alt-Türken noch heute mit gleichem Feuereifer zugethan sind.

²⁾ So z. B. der Hut des Feldzeugmeisters Fouvray; die Feldbinde des Feldmarschalls Freiherrn von Ferrari, ersten Ritters des Maria Theresien-Ordens, dessen Schwiegersohn, Franz Zichy, dem der Kaiser aus Rücksicht der grossen Verdienste des Verewigten und da letzterer ohne männliche Leibeserben (1807) starb, das Vorrecht ertheilte, den Namen Ferrari als „Zichy-Ferrari“ fortführen zu dürfen; der Hut des Kaisers Franz, den er in der Schlacht bei Leipzig getragen, und sein vollständiger Anzug, mit dem er bei dem Einzuge der Allirten in Paris 1814 bekleidet war; endlich der Degen des Feldmarschalls Clairfait Grafen de Croix, Ritter des Maria Theresien-Ordens. Er war ein Liebling der Wiener. Seine Schule war der siebenjährige Krieg und seine grösste Heldenthat der Sieg über die Türken bei Mehadia, Salzer und Kalafat etc. und 1792 (als die französische Revolution ausbrach) über die Franzosen bei Longwy, Verdun und Ingelheim. Als er im Jänner 1795 nach Wien zurückkehrte, begrüßte ihn das ganze Volk gleichsam im Triumphe. Der Kaiser selbst besuchte ihn mit dem Erzherzog Carl (der später sein Commando übernahm) und liess ihm den Orden des goldenen Vlieses überreichen, und als er am 21. Juli 1798 in Wien an einer langwierigen Krankheit verstarb, errichtete ihm die Stadt Wien ein herrliches Grabmal. Er war ein Wohlthäter seiner Soldaten und seine Börse stand jedem seiner Officiere offen, auch seinen Gutsunterthanen widmete er die gleiche Sorgfalt. Die Wiener erzählten sich von ihm als Curiosum, dass er immer einfach in Kleidung und Lebensweise war und nur am „Schlachttage“ sich besonders herausschmückte. „Denn dieser Tag (pflegte er zu sagen) sei des Kriegers höchster Feiertag.“ — Mitten im Saale sind kostbare, aus carrarischem Marmor vom Professor Fischer ausgeführte Büsten ausgestellt, darunter jene des Kaisers Franz I., des Erzherzogs Carl, Feldmarschalls Laudon, des Herzogs von Württemberg und des damaligen Regierungspräsidenten Grafen Franz von Saurau, als Andenken an das allgemeine „Wiener Aufgebot“ von 1797, welches diese beiden Letztgenannten vorzüglich leiteten; endlich jene des Grafen Rudolf von Wröbna, Hof-Commissär, im verhängnissvollen Jahre 1805 (aus Metall von Zauner). Besondere Erwähnung verdienen schliesslich die im Saale aufgestellten sechs Kanonen. Im Jahre 1805 hatten die Franzosen das Zeughaus unangetastet gelassen, aber 1809 nahmen sie nebst anderen Sachen auch jene sechs Kanonen weg, welche Kaiser Leopold I. den Bürgern für die in der letzten Türkenbelagerung geleisteten Dienste geschenkt hatte. Zum Ersatz dafür liess Kaiser Franz I. eigens sechs neue Kanonen giessen, die er an seinem Namenstage (4. October 1810) in das bürgerliche Zeughaus bringen liess und deren jede in erhabener Arbeit die Aufschrift führt: „Franz I. den Bürgern der Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810.“

³⁾ Diese Stadtmauer zog sich schon in den ältesten Zeiten längs der heutigen Nagelgasse fort, so dass sie hinter der Reihe der Häuser zu stehen kam, folglich die Gasse nur eine Häuserreihe besass und zwar auf der gegen den Hof zugekehrten Seite; die zweite Reihe kam erst dann hinzu, als die Stadtmauer hier aufgelassen und behufs Erweiterung weiter südlich als sogenannte Löwelbastei hinabgerückt wurde.

Planes* aber bereits verschwindet und unter Ferdinand I. in drei Baustellen abgetheilt, dann aber auf dem Wolmuet'schen Plane (1542) schon in ein Haus verbaut vorkömmt. Nach mehrfachem Besitzwechsel¹⁾ gelangte dieses Gebäude zuletzt an Michael Adolf Grafen Althan (der damals vom protestantischen zum katholischen Glauben überging), von dem es der päpstliche Stuhl für die Nuntiatur zum Geschenke erhielt. Papst Clemens XII. liess (1767) das mittlerweile vollständig baufällige Haus vom Grund aus neu aufführen und zur Erinnerung ober dem Hausthore (nachdem der Bau 1768 in seiner heutigen Gestalt vollendet war) eine Gedenktafel errichten, die noch gegenwärtig an derselben Stelle sich befindet und lautet: „*Clemens XII. Pontifex Maximus aedes temporum inivria collabuntis restituit anno Domini 1768.*“ Als Curiosum sei nebenbei erwähnt, dass noch zwei andere Wappenschilde zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes sich hier für ewige Zeiten nach altem Herkommen befinden u. zw. das Haus- und Familien-Wappen des jeweiligen Papstes und jenes des römischen Kirchenstaates, eine Einführung, die sonst nirgends in den übrigen katholischen Ländern gebräuchlich und wohl auf das stets gute Einvernehmen unseres Hofes mit der römischen Curie zurückzuführen ist. Eben diese gute Haltung macht es auch begreiflich, dass die Nuntiatur seit ihrem Bestehen am kaiserlichen Hofe nie in irgend einen Conflict mit der Regierung oder ihren Organen gerieth. Nur ein einziges Mal fühlte sich der Nuntius gezwungen einen Expressen wegen eines misslichen Falles an Leopold I. (der sich damals bald in Neustadt, bald in Oedenburg aufhielt) um Abhilfe zu senden. ²⁾

¹⁾ Im Jahre 1592 war Johann Beck der Eigenthümer dieses Hauses, welcher es 1603 an Hans Breuner und dieser 1604. an Carl Basta verkaufte, dessen berühmter Nachkomme, Marschall Georg Basta, durch seine Kriegsthaten und die in Siebenbürgen verübten Grausamkeiten in der österreichischen Kriegsgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt. Er schlug die überlegenen türkischen Heere mehrmals und hielt sie bei Comorn vor weiterem Vordringen auf. Basta widerrieth dem Kaiser den hierauf erfolgten Friedensschluss, wurde aber nicht gehört, seine Feinde bemerkten höhnlisch, er suche das Kriegsfeuer zu unterhalten, um sich dabei zu wärmen. Gekränkt zog er sich zurück und brachte den Rest seiner Tage hier im Hause zu. Die Früchte seiner Musse waren zwei sehr geschätzte taktische Werke: „*Maestro di campo generale*“ und „*Governo della cavalleria leggiera*“. Die Erben verkauften nach seinem Tode den Besitz an die Familie Beck. Als eine Feuersbrunst das Jesuiten-Collegium 1607 am Hof zerstörte, kamen dieselben in das Beck'sche Haus, wo sie bis 1616 verblieben. Später gelangte das Haus an Grafen Althan und von ihm an den päpstlichen Stuhl.

²⁾ Am 10. October 1861 fand nämlich zwischen einem Italiener, Marquis Flery, und einem französischen Malteserritter, Namens Maschau (der Oberstlieutenant unter dem Palfyschen Regiment war), ein Duell statt, in welchem Letzterer durch einen tödtlichen Stoss auf dem Platze blieb. Flery flüchtete in die Wohnung des Nuntius. Der Fall machte grosses Aufsehen und das Volk verlangte stürmisch seine augenblickliche Bestrafung und Auslieferung, und da dies nicht geschah und man die Entweichung des Schuldigen befürchtete, setzte man eine strenge Wache in's Haus, gegen die der Nuntius (nach kirchlichen und staatlichen Rechten) protestirte und um Aufhebung der Wache bat, die jedoch nicht erfolgte. Erst mit Hilfe eines an den Kaiser nach Neustadt eigens abgesendeten Expressen wurde die Sache zur allseitigen Zufriedenheit beigelegt, gab aber nachträglich Anlass, die Asylfreiheit der Kirche öfter in Berathung zu ziehen, ohne dass eine endgiltige Lösung dieser heiklen Streitfrage zwischen dem kaiserlichen Hofe und der Curie erzielt werden konnte. Noch unter Maria Theresia dauerte der Conflict fort, und es ist hochinteressant die gegenseitigen Meinungen hierüber zu hören. Die Regierung behauptete: die Asylfreiheit sei weder ein göttliches noch ein natürliches Recht, sondern nur in der Gnade der Landesfürsten gegründet, daher dem Souverän nach Gutdünken jederzeit das Recht zustehe, selbes aufzuheben oder zu beschränken. Uebrigens sei die Asylfreiheit nur eingeführt, um die Tödtung Unschuldiger zu hindern; da aber heut zu Tage niemand zum Tode verurtheilt wird, der nicht seiner Schuld überwiesen ist, die Verweigerung der Auslieferung eines Schuldigen aber der Rechtspflege höchst nachtheilig sei, überdies eine solche Zufluchtsstätte dem Uebelthäter die Hoffnung gebe, straflos zu bleiben, was die Vermehrung der Verbrechen nur noch fördere, so habe das Asylrecht durchaus keine Berechtigung. Dagegen erwiederte der Clerus: das Asylrecht beruhe seit älteren Zeiten auf geistlichen Gesetzen und Anordnungen, so dass die Diener der Kirche dieses Recht fast als einen Bestandtheil der Religion selbst ansehen müssen. Das Zuwiderhandeln dieser alten Kirchengesetze würde aber ihnen unfehlbar „Kirchenstrafen“, wo nicht gar den „Kirchenbann“ zuziehen; übrigens sei es immer ein gottgefälliges Werk, für das Asylrecht der Kirche einzustehen, und die weltlichen Fürsten für die in die Kirche geflüchteten Missethäter um Gnade zu bitten. Dennoch hob Kaiserin Maria Theresia die Asylfreiheit mit Patent vom 15. September 1775 überall und ausnahmslos in allen ihren Staaten auf und verständigte erst nachträglich die Curie von dem Vollzuge. Diese höchst merkwürdige und für die damalige Zeit gewiss fortschrittliche Resolution finden wir im VII. Bande der Kropatschek'schen Gesetzsammlung, Seite 357, vollinhaltlich abgedruckt.

Das Adam und Eva-Haus Nr. 310 (neu 2)

bildet eine Ecke in jenes schmale, finstere Gässchen, das noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts den sonderbaren Namen „Hundsfottgässel“ führte, später in „Glocken-“, neuester Zeit in „Irisgasse“ umgetauft wurde, und den Hof mit der Naglergasse, wie noch heute, verband. Das Haus hat seinen Namen seit 1683 von dem gleichnamigen Schilde: „Zum Adam und Eva“, welches ohne Zweifel aus irgend einem Anlasse mit dem damals so beliebten „Adam und Eva-Spiel“ in Verbindung gebracht wurde.¹⁾

Der älteste nachweisbare Besitzer aus dem Jahre 1511 war Jeronimus Begk von Leopoldsdorf, dessen Familie bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts hier sesshaft war. Nach dieser Zeit wechselte häufig der Besitz.²⁾

Das gräflich Hallweil'sche Haus Nr. 320 (neu 3)

ist als Nachbar-Nachweis für den ehemaligen Bestand der Pankratius-Capelle höchst wichtig, weil es in den ältesten Grundbüchern als: „an die St. Pankratius Capelle anstossend,“ ausdrücklich angeführt wird. Im Jahre 1700 gehörte es dem Andrä Cetto, Handelsmanns Erben, die es an Gräfin Hallweil 1775 verkauften, deren Familie durch längere Zeit im Besitze blieb; daher das Haus hinfort das Hallweil'sche genannt wurde, obwohl auch später der Besitz rasch wechselte.³⁾

Das Haus „zum Hannenbeiss“ Nr. 322 B (neu 5)

bildete eine Ecke gegen die Freiong und bestand anfänglich aus zwei kleinen Häuschen. Das erste (eben in Rede stehende) mit Hausnummer 322 B gehörte bis zum Jahre 1430 dem kaiserlichen Buchhalter Tobias Schultz und dem Hans Würffel aus einem der ältesten Ritterbürger-Geschlechter, dessen Vorfahren Bürgermeister waren, wie z. B. 1353 Heinrich Würffel und 1397 Paul Würffel. Seit 1785 hiess das Haus nach dem Schilde: „Wo die Hannen beissen.“ Seit 1637 bestand hier ein Oelerer-Laden, dessen Besitzer bei der späteren Stadtbeleuchtung eine hervorragende Rolle spielte. Unter Leopold I. kam nämlich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Stadtbeleuchtung zur Sprache. Bisher musste Jeder Nachts sein Licht (Laterne) vor sich hertragen, und niemand wurde auf offener Strasse ohne dasselbe geduldet; selbst die reichen Landherren und Adeligen mussten sich vom Gesinde Fackeln (Windlichter) vortragen lassen. Diese Vorschrift wurde bald mehr bald weniger streng gehandhabt, je nachdem besondere Verhältnisse oder Unglücksfälle, wie z. B. Pest, Krieg, Brandstiftungen etc., grössere Vorsicht erheischten. Johann Quintin Graf Jörg, Statthalter, arbeitete

¹⁾ Dieses Spiel war noch bis in's vorige Jahrhundert in Wien öffentlich im Gebrauch, wie z. B. heute das „Krippen-“ oder „Heiligen drei Königspiel“ am Lande. Da man sich aber dabei zu viel Freiheiten erlaubte, wurde dasselbe unter Carl VI. mit Verordnung vom 19. December 1719 nur auf die drei letzten Faschingstage beschränkt und das Verbot durch die Geistlichkeit jedermann kundgemacht wie folgt: „Es habe die Erfahrung die ärgerliche Ausführung verschiedener dienstloser Burschen ergeben, die bei herannahender Weihnachtszeit das sogenannte Adam und Eva-Spiel vorstellen, dabei aber ein ungestümes Blafen und Leiern, ein ungebührliches Springen und Tanzen vorbringen, so wie alle Plätze und Gassen bis spät am Abend abgeben, und die Inwohner dadurch beunruhigen; da nun auf solche Weise vielen frommen Christen ein grosses Aergerniß gegeben und deshalb auch von der Geistlichkeit nachdrückliche Beschwerden eingelegt wurden, so solle zu dertel Erzeffe ernstlicher Abstellung geschritten, und besagtes „Adam und Eva-Spiel“ nur durch die drei letzten Faschingstage, jedoch in aller Ehrbarkeit gespielt zu werden gestattet sein.“ — Maria Theresia hob dieses Spiel gänzlich auf.

²⁾ Im Jahre 1700 gehörte dies Haus laut Grundbuch den Georg Faschner, Buchbinders, Erben; 1773 dem August Heckel; 1824 der Frau Franziska und Theresia Fels und später den Heckel'schen Erben. In Figur 4 sehen wir das Haus (um die Zeit von 1773), zweistöckig mit einem über die ganze Hausbreite laufenden Balcon mit hohem Spitzdach und zwei Mansardenfenstern im französischen Geschmacke; in Figur 5 jedoch schon vierstöckig mit Erkervorsprung ohne Balcon.

³⁾ Im Jahre 1793 kam Ignatz Raab, 1812 Anton Wagner und dessen Erben an die Gewähr. Erst vor fünf Jahren wurden beide Häuser (dieses und das Nachbarhaus, also Nr. 2 und 3) zu einem wahren Prachtbaue in eines verbaut und sind gegenwärtig Eigenthum des Privaten Franz Fischer.

einen Vorschlag zur Einführung einer solchen Stadtbeleuchtung aus, den der Kaiser unterm 4. December 1687 genehmigte. Zuerst wurde mit einer Probebeleuchtung in der Dorotheergasse am 7. November 1687 der Anfang gemacht, dann am 5. Juli 1688 „die allgemeine Strassenbeleuchtung“ in Ausführung gebracht. Die ersten Laternen hingen an Schnüren mitten in der Gasse und mussten beim Anzünden jedesmal herabgelassen werden, und dies kleine Flackerlicht aus Unschlitt war matt und konnte in seinem weitbauchigen Glaskasten kaum vor Winden geschützt werden. Besonders mangelhaft war die Manipulation. Die Hausherren mussten für die Lampen vor ihren Häusern selbst Sorge tragen und dieselben täglich mit frischem Unschlitt füllen lassen; und zwar entweder am Hof beim „Hannenbeiss“ oder am Peters-Freithof beim Oelerer. Diese beiden besorgten wieder die Füllung beim „Haupt-Oelerer“ im Gusshause am Kaiserwege (jetzige Favoritenstrasse). Wenn dieser Vorgang auch wenig Kosten verursachte, so war er doch äusserst schwerfällig, da so viele Parteien nicht schnell genug abgefertigt werden konnten. Dennoch beglückwünschte sich ganz Wien und jubelte laut, obgleich damals ein Spötter meinte: „Die Wiener Strassenbeleuchtung sei nur dazu da, um die Finsterniss besser sehen zu können.“¹⁾

Das „Käsehaus“ Nr. 322 A (neu 5)

ist insoferne historisch interessant, als sich im Jahre 1683 urkundlich die erste städtische Käsehandlung hier befand. Jacob Trobisch, ein Käsehändler, errichtete daselbst den ersten Käseladen. Im Jahre 1775 gehörte das Haus dem Johann Groppenberg von Bergenstamm.

Das Haus „zum weissen Hasen“ Nr. 324 und 328 (neu 6)

bestand einst mit noch mehreren sechs Häusern an derselben Stelle, wo heute die „Creditanstalt“ (neu Nr. 6) sich befindet. Letztere entstand zwar nur durch die Verbauung von zwei Hausplätzen, Nr. 324 und 328, jedoch diese fassten wieder mehrere kleine Häuser im XV. Jahrhundert in sich. Eines von ihnen und zwar das Eckhaus gehörte einem Gewürzkrämer Namens Hans Haas, woher sich seit 1683 das Hausschild „Zum weissen Haasen“ erklärt, das bis in die neueste Zeit hier bestand, bis endlich jener imposante vierstöckige Prachtbau dasselbe verdrängte, der trotz des Mangels besonderer architektonischer Ausschmückung einen befriedigenden Eindruck gewährt.

Das hohe Haus Nr. 329 (neu 7)

ist durch Johann Andreas Liebenberg historisch merkwürdig. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft und Hingebung und leitete während der verhängnißvollen Türkenbelagerung (1683) die Befestigungsarbeiten. Mit eigener Hand trug er zur Errichtung von Pallisaden mittelst Schubkarren Erde zu, um durch gutes Beispiel anzueifern, unterlag aber während des heftigsten Sturmes gegen die Löwelbastei den übermässigen Anstrengungen und einer eben einreissenden verheerenden Seuche (Ruhr) und starb am 10. September in diesem Hause, also knapp vor Beendigung der Belagerung, ohne die Früchte seines Opfermuthes geniessen zu können. Das Haus stammt von Christof v. Werklein, als es noch aus sechs kleinen Häuschen bestand.²⁾ Er kaufte dieselben 1710 an sich und verbaute

¹⁾ Nach heinahe hundert Jahren später schreibt der Stadtchronist Fuhrmann über die Beleuchtung Folgendes: „Alle Gassen und Straßen sind mit an die Häuser mit eisernen Stangen angehefteten großen Laternen und außer der kaiserlichen Burg mit 1034, der Burgplatz aber mit 40 brennenden Lampen illuminirt, die täglich mit Unschlitt gefüllt und aus dem eigenen Amt geliefert werden und so komod und sicher bei der Nacht als bei Tag zu gehen ist. So prächtiges Ansehen macht die gleichmäßige Beleuchtung vom Burgthor aus bis Schönbrunn, wo Sommers Zeit denen höchsten Herrschaften zu residiren beliebt, und die ganze Straße mit 452 Lampen erleuchtet wird.“ — Im Jahre 1806 brachte Andreas Ditscheiner und 1820 Anastasius von Margarita dieses Haus käuflich an sich, dessen Familie es noch gegenwärtig (als Constantin von Margarita'sche Erben) mit dem vorgenannten Hause in eines zusammengebaut, *sub* Haus Nr. 5, in Besitz hat.

²⁾ Die sechs kleinen Häuschen gehörten und zwar: eines dem Josef Weber, das zweite den Hofbinders Erben, das dritte dem Georg Benedict Silberdiener (seit 1670 mit dem Schilde „zur Stadt Frankfurt“), das vierte dem

sie in Eines, wie es noch bis in die Vierziger-Jahre verblieb und in Figur 5 ersichtlich ist. Der gegenwärtige Neubau ist ein weitläufiges Gebäude, noch einmal so breit als früher, umfasst vom Hof aus fünf, vom tiefen Graben sieben Stockwerke, daher im Volksmunde noch immer als „Hohes Haus“ genannt. Im Jahre 1770 gehörte es dem bekannten Handelsmanne Franz Schuller, der unter der Firma Schuller & Compagnie eines der grössten Wiener Grosshandlungshäuser gründete und zur Einführung der ersten Zitz- und Kattunfabrik, sowie zur Hebung der Tuch- und Wollindustrie wesentlich beitrug.¹⁾

Das schmale Haus Nr. 330 (neu 8)

war seit dem XVI. Jahrhundert im Besitze verschiedener alter Bürgergeschlechter, von denen die Grundbücher unter andern den Jacob Daniel Tepser (der in der Zeit von 1696 bis 1700 als Bürgermeister, Stadtrichter und Sr. k. k. Majestät Rath sich einer allgemeinen Beliebtheit und der besonderen Gunst Leopolds I. erfreute) und Jonta Sebastian, Goldschmieds Erben, nennen; nach ihnen ging der Besitz rasch auf andere Familien über.²⁾ Interessant sind die Aufschreibungen des Quartiermeisteramtes (1563), nach welchen das Haus unter allen auf dieser Platzseite stehenden Häusern das einzige war, welches drei Stockwerke (Gaden) besass, während die übrigen nur zweistöckig waren.

Der Wasserst. Nr. 331 (neu 9)

hat seinen Namen von den seit früherer Zeit hier bestandenen Wasservorräthen zum Feuerlöschen. Im Jahre 1700 war der eben genannte Tepser auch von diesem Hause Eigenthümer. Seit 1776 war es als Unterkammeramt des Wiener Magistrates und Wohnung des jeweiligen Bürgermeisters bestimmt. Bei entstehenden Feuersbrünsten musste schnelle Anzeige hierher erstattet werden, indem die Löscharmate und eine fortwährende Feuerwehr hier untergebracht waren. Ein Theil der Feuerlöschmannschaft besteht noch heute hier im Hause, sowie die Bureaux des Stadtbauamtes.

Der Ledererhof Nr. 340 (neu 11) und Nr. 336 (neu 12)

hat seinen Namen von der Ledererinnung, die hier seit der ältesten Zeit Zunfthaus und Herberge hatte. Die Veranlassung dürfte der in der Nähe durch den tiefen Graben einst fliessende Ottakringer- und spätere Alserbach gewesen sein.³⁾ Im Jahre 1658 wird derselbe urkundlich auch „zu den sieben Häusern“ genannt, weil er aus sieben kleinen, zweistöckigen Häusern bestand, die alle gegenwärtig unter zwei Nummern, 11 und 12, zusammengefasst und in zwei Häuser zusammen-

Bukenberger, Schlosser, das fünfte dem Daniel Köstler, Goldarbeiter (seit 1788 mit dem Schilde „zum goldenen Kranz“) und das letzte dem Josef Safer, Goldschmied, mit einem grossen und tiefen Weinkeller „zur Weintraube“, der als beliebter Weinschank und seiner vielen Abenteuer, Liebeshündel und geheimen Zusammenkünfte wegen zu den interessantesten Orten gehörte.

¹⁾ Im Jahre 1795 gelangte Johann Baptist Edler von Puthon in den Besitz des Hauses, er war Director der Nationalbank, Chef des Grosshandlungshauses „Schuller & Compagnie“ und Ausschuss des damaligen Handelsgremiums. Der letzte Besitzer war Baron Puthon, der das Haus an die Stadtcommune und diese wieder an den Med. Doctor Adensamer verkaufte.

²⁾ Im Jahre 1775 war Theresia Reinthaler, 1795 Katharina Reinthaler, 1806 Jacob Otto, 1820 Elise Otto, dann Elise und Maria Rabel, Theresia Stessel und später Ludwig Rabel's Geschwister und Theresia Stessel an der Gewähr. Von allen hier befindlichen Häusern dürfte keines seine frühere Gestalt so im Wesentlichen beibehalten haben als dieses, und das heute noch bestehende hohe Spitzdach, die schmalen, niederen Fenster, der enge Thoreingang und die ganze einfache Bauweise zeigt im Vergleiche mit dem Bilde in Figur 5 keine merkliche Veränderung.

³⁾ Ein Blick auf die Planstudie zu Figur 1 belehrt uns mit Rücksicht auf den Lauf des Ottakringer- und späteren Alserbaches, warum gerade hier die Lederer und Färber sich ansiedelten. Bei dieser Gelegenheit muss ich nachträglich bemerken, dass die obige Planstudie in Figur 1 den Plänen des um die Erforschung der örtlichen Entwicklung Wiens so verdienstvollen k. k. Regierungsrathes Albert Camesina und k. k. Feldzeugmeisters von Hauslab entnommen sind und ich noch Gelegenheit haben werde, auf das bedeutsame Wirken dieser beiden Forscher eingehend zurückzukommen.

gebaut sind. Der Ledererhof ist ein alter, unregelmässiger Bau, der sich als Polygon nach rückwärts krümmt, während er an der vorderen Front sich ausbaucht. Die Benennung des Hauses Nr. 11 „zur goldenen Kugel“ ist interessant, denn sie hat sich noch heute am Platze erhalten, obgleich sie ursprünglich von dem Rumormeister Michael Motzi aus dem Jahre 1683 herrührt. In diesem Jahre nämlich flog während der Türkenbelagerung eine feindliche Kugel in das Haus. Motzi, damals Aeusserer Rath und Besitzer des Schank- und Gasthauses, liess dieselbe in die Wand einmauern und mit der Jahreszahl „1683“ versehen, wie sie noch heute ebenerdig dem Eingange zur Linken sich befindet; später liess er sie vergolden und so hiess auch das Gasthaus „zur goldenen Kugel.“¹⁾

Das Haus „zu den drei Kronen“ Nr. 341 (neu 13)

kommt im Jahre 1700 grundbücherlich unter der Benennung: „Haus zu den drei Kronen“ vor und gehörte zum Ledererhof, auch grenzten noch vier kleinere Häuser daran, welche mehrere Besitzer hatten.²⁾

Das tiefe Haus Nr. 418 (neu 14),

historisch interessant von seinem tiefen Keller, von dem es auch seinen Namen hat. Diese Kellerräume bestehen noch, in welche sich schon während des Türkenkrieges und in den beiden französischen Kriegsjahren (1805 und 1809) Viele geflüchtet haben. Nach den Aufschreibungen des Quartiermeisteramtes 1563 war dieses Haus bereits damals dreistöckig.³⁾

Das Herberghaus Nr. 420 (neu 16),

historisch interessant, da es nach der Vertreibung der Juden 1442 zur Herberge der Fremden bestimmt wurde, nannte man es auch „zum Elend“ nach dem altdeutschen Worte „Elend“, gleichbedeutend mit „Fremd“. Kaiser Ferdinand I. liess dasselbe 1560 zu einem „Convict“ für die adelige Jugend Oesterreichs umbauen und übergab es zu diesem Zwecke den Jesuiten, da jedoch die Lutherischen Herren vom Kaiser nicht bewogen werden konnten, denselben ihre Kinder anzuvertrauen und sie sich eigene Lehrer in diesen Schulen halten wollten, mussten die Jesuiten auf Befehl des Kaisers Maximilian II. 1565 dieses Haus wieder abtreten, sie selbst aber ihre Schule zu den Dominicanern verlegen. Im Jahre 1611 erkaufte die Stände das Haus und schenkten es dem Grafen Thurzo, damaligem Palatin von Ungarn, aus Erkenntlichkeit für die von ihm zu Stände gebrachte Vereinigung und Transaction, 1671 wurde das Haus als Fiscalgut eingezogen und dem Grafen Collalto übergeben, dessen Familie es als fürstliches Fideicommiss noch heute in Person des Fürsten Emerich von Collalto e san Salvatore besitzt. Bemerkenswerth ist noch der hohe Schwibbogen, der von diesem Hause zum

¹⁾ Die Nachfolger des Motzi, sowohl im Hausbesitze als im Wirthsgeschäfte (das sich fortan einer immer grösseren Beliebtheit erfreute), waren 1775 Franz Dormann, Wirth, 1806 Franz Carl Dormann, 1812 Dormann'sche Erben, 1824 Anna Dormann, Jakob Fellner, später wurde es vom Stadtmagistrate angekauft und die Gasthauslocalitäten vermietet. Auch das Haus Nr. 336 (neu 12) bestand früher aus drei Häusern und wurde um 1750 zusammengebaut, welche folgende Eigenthümer hatten: 1700 Lorenz Sauer, königlicher Büchsenmacher, Florian Herzog, Büchsenmeister, Dioni Spady, Strumpfwirker, 1775 Aegidius Vollgruber, 1757 Johann Vollgruber, 1795 Josef Freiherr von Aichen, 1806 Sebastian Goldbach, 1812 Wieser und Bohrer, 1829 Thomas Wieser und gegenwärtig Tobias Carl.

²⁾ Die Besitzer hiessen: 1700 Posch's Erben, Marianna Gräfin Zeill, geb. Gräfin von Lamberg, Daniel Schrader, kaiserlicher Hof-Barbier, und Mathias Kück. Im Jahre 1700 wurden diese kleinen vier Häuser mit dem Haus Nr. 13 in eines vereinigt und verbaut, wie dasselbe noch gegenwärtig zeigt. Später kam an die Gewähr: 1775 Johann Bleyer, 1783 Marianna Bleyer, 1787 Franz Ignaz Biedermann, 1806 Johann Hocheder, 1812 dessen Erben, 1822 Plattensteiner, später Phil. und Freiherr von Neumann. Gegenwärtig gehört es dem k. k. Oberstlieutenant Eduard von Singer und dem Hof-Oelfabrikanten Leopold Grohmann.

³⁾ Die Besitzer waren: 1700 Johann Carl Nagel von Eisengrub, Hofkammer-Buchhalterei-Adjunct, 1775 Josef Edler von Scusel, 1787 Martin Edler von Scusel, 1806 Ignaz von Schuhmann und Johann Mahler, 1812 Ignaz Held, 1824 Johann Baptista Swoboda. In neuester Zeit verkaufte die Familie Swoboda das Haus an die Commune.

Altane der Kirche direct führt, dann seit längerer Zeit eine nicht unbedeutende „Gemälde-sammlung“ sich hier befand und im Jahre 1805 der französische General Lefrère die Zimmer des ersten Stockwerkes bewohnte und mit den Generälen und Vertretern der Stadt hier verkehrte.

Nachdem ich in Kürze Alles erschöpft habe, was sich über die öffentlichen Gebäude sagen lässt, will ich noch zum Schlusse dieses Capitels einige geschichtlich interessante Bemerkungen (den Platz selbst betreffend) beifügen.

Als die Schweden Wien belagerten, machte Ferdinand III. das Gelübde, eine Mariensäule für die glückliche Beseitigung der Gefahr errichten zu wollen, und als die Feinde abgezogen waren, erbaute er 1645 die noch heute bestehende „Mariensäule“, deren feierliche Enthüllung am 15. August 1645 stattfand.¹⁾

Das Volksleben am Hof.

Seit ältesten Zeiten herrschte hier ein besonders reges Leben. Frühzeitig schon war dieser Platz als Markt benützt, und hiess im XIV. Jahrhundert Fischmarkt und im XVI. und XVII. Jahrhundert auch Krebsmarkt.²⁾ Maria Theresia und Josef II. widmeten demselben eine besondere Aufmerksamkeit und die Abend-Serenaden, die von der Militärmusik ausgeführt wurden, zogen stets eine grosse Menschenmenge herbei, die oft bis spät in die Nacht zur Sommerzeit zu promeniren pflegte. Auch an geschichtlichen Erinnerungen ist dieser Platz überreich. So z. B. wohnte hier König Mathias von Ungarn im Jahre 1490 kurz vor seinem Tode (vom Podagra schmerzvoll an sein Ruhebett gefesselt) gleichwohl einem Turniere bei, und es freute ihn, dass sein geliebter Sohn Johann Corvin im ersten Rennen einen kampfgewöhnten Ritter helmlos machte und in den Sand warf. — Auch zu Hinrichtungen wurde der Hof in der Vorzeit (wie beinahe alle Plätze der Stadt) gebraucht. Die Schrecken und Grausamkeiten einer glaubensfinsternen wilden Zeit kamen hier nicht

¹⁾ Die Säule nebst Nebenfiguren (zuerst aus Marmor, dann aus Metall verfertigt), die Gottesmutter mit dem Drachen unter den Füssen und die vier Engel an den Ecken höllische Ungeheuer bezwingend (den Sieg der Kirche über die Ungläubigen allegorisirend), sind von Balthasar Herold geschickt ausgeführt. In der Nacht vom 11. Mai 1809, als die Franzosen Wien beschossen, traf die erste feindliche Kugel die Rückseite des Marienbildes. Nach einigen Jahren erst wurde der Schaden gewahrt und als man zur Ausbesserung schritt, fand sich in der Statue noch die feindliche Kugel und ein friedliches Taubennest. Am 15. August 1745 wurde das Säculum mit einer Procession feierlichst begangen. Noch zwei mit schönen Figuren geschmückte Brunnen sind bemerkenswerth, die hier unter Kaiser Franz I. vom damaligen Akademiedirector Martin Fischer ausgeführt und am Namenstage des Kaisers eröffnet wurden. Die Standbilder waren aus weichem Metall. Die Gruppe rechts bedeutete die Vaterlandstreue. Die Monarchie war durch eine hehre Frau mit Schild und Krone dargestellt, als sie eben mit ausgebreiteten Armen einen Staatsbürger empfing, der Treue gelobt; die Inschrift lautete: *in fide unio, in unione salus*. Man wollte damit sagen: In der Einigkeit liege die Treue und in der Treue das Heil, oder mit anderen Worten: In der Dynastie liege das einzige Vereinigungsmittel so vieler Nationalitäten, das zum Heile führe. Die Gruppe links zeigt uns den Ackerbau, der unter dem Schutzgeiste Oesterreichs sich der besonderen Gunst des Himmels erfreut. Beide Brunnen, wie sie in Figur 5 ersichtlich sind, wurden ohne besonders erheblichen Grund wieder entfernt. Der eine schon vor mehreren Jahren, der andere erst kürzlich. Derlei grundlose Beseitigungen liebgewordener Denkmale kamen in neuerer Zeit leider nur allzuhäufig vor und sind auf das Strengste zu tadeln, denn die alten Wahrzeichen und Schildereien sind die kostbarsten Erinnerungszeichen eines Volkes und die grundlose Beseitigung derselben, wie die Zerstörung jedes Kunstwerkes ein Vandalismus schlimmster Art, das Kainszeichen der Gedanken- und Pietätlosigkeit, das nicht genug verabscheut zu werden verdient. Regierung und Stadtbehörde sollten in Zukunft auf das Strengste gegen ähnliche Vorfälle wachen.

²⁾ Schon die Statuten von Albrecht VI. vom Jahre 1340 und 1350 sprechen von diesen Fischmärkten, auf welchen der Fischer bemüssigt war, „auf den Markt mit bloßen Haupte ohne Mantel noch Hut noch Gugel, während er Sische feil hat, zu stehen“ offenbar in der wohlthuenden Absicht, dass er sich mit dem Verkaufe beeile und nicht abgestandene Fische verkaufe. Vide Rauch's Script. Rer. Aust., III. Theil. Auch in einem städtischen Rentenbuche vom Jahre 1418 kommen „drei Fischmärkte“ in der Stadt vor, als: „beide Fischmärkte Innen und Außen item: Fischmarkt am Hof.“ Der Krebsmarkt war damals so bedeutend, dass täglich (wie die Stadtrechnungen erweisen) 50 bis 100 Fuder Absatz fanden, und ein eigener „Krebsenrichter“ (Kreusenrichter) zur Ueberwachung aufgestellt werden musste. Erst im Jahre 1768 kam der Krebsmarkt vom Hof zum Fischerthor an den Stadtwall. Vide J. S. Schlager's „Alterthümliche Ueberlieferungen.“ Seite 103.

selten zum Vorschein. Der fanatische Parteigeist machte die Todesurtheile martervoll. Das Ohrenabschneiden, Nasenschlitzen, Augenblenden, Riemenschneiden, das Körperbrennen (wobei die Zangen und Eisen in Kohlentöpfen gehitzt und die Körperseiten der Abgeurtheilten gezwickt wurden), das Rädern und Viertheilen, die auf blossen Meineid gesetzte Strafe des lebendig Verbrennens, des Händabhauens, des Zungenausreissens und Annagelns an den Galgen etc., sie alle bezeichnen eine schwere Uebergangsperiode der Cultur und Gesittung, eine schwere Krankheit der Zeit, sie bekunden die Kurzsichtigkeit der Gesetzgeber, die nur die Wirkung des Uebels und nicht die Ursache desselben erkannten, die nur abzuschrecken, aber nicht zu bessern verstanden.¹⁾

Auch an kirchlichen Ereignissen hat der Hof manches Interessante zu verzeichnen. So z. B. ertheilte am 19. März 1609 Mathias den Oesterreichern trotz der lutherischen Wirren die freie Religionsübung, der sich jedoch nicht bloss der Bischof Khlesel, sondern auch die Erzherzoge Ferdinand und Leopold widersetzen, und daher die Jesuiten noch mehr aneiferten, die katholische Religion mit allen Mitteln zu befestigen. Sie führten deshalb zum ersten Male das „vierzigstündige Gebet“ mit Aussetzung des hochwürdigsten Gutes am Hof ein, wobei sich eine unzählige Menschenmenge und selbst der König Mathias und Erzherzog Maximilian einfanden; ferner als im Jahre 1645 die Schweden von Wien abzogen, errichtete Ferdinand III., seinem Gelübde nach, eine Marienstatue am Hof, deren feierliche Einweihung am 18. Mai 1647 stattfand; und die peinliche Umständlichkeit, mit welcher diese Feier begangen wurde, charakterisirt vollkommen die tiefe Frömmigkeit jener Zeit.²⁾

Auch viele schöne weltliche Feste wurden hier begangen, so z. B. errichtete der Stadtrath am 13. April 1741, wie aus den Stadtrechnungen zu ersehen ist, einen grossartigen „Freudentempel“ zur Feier der Geburt des Kronprinzen Josef (späteren Kaiser Josef II.), und niemand Geringerer als Hofkammermaler Meytnis, Director der Akademie, malte denselben auf Leinwand, und die Stadt führte vor dem Tempel einen Brunnen auf, aus dem den ganzen Tag über rother und weisser Wein floss. Ganz Wien und das Landvolk nahmen an diesem hochpatriotischen und bedeutsamen Feste den herzlichsten und aufrichtigsten Antheil.³⁾

¹⁾ So wurde am 16. Juni 1595 der Oberst Ferdinand Graf von Hardegg, Commandant von Raab, weil er die Festung nicht ohne äusserste Nothwendigkeit den Türken übergab, mit seinem Mitschuldigen Niklas Berlin auf einer hier errichteten und mit schwarzem Tuche behangenen Bühne hingerichtet, ersterem Kopf und Hand, letzterem nur der Kopf abgehauen, den übrigen Mitschuldigen aber nur die Ohren abgeschnitten. Im Jahre 1600 wurde der Hauptmann Lorenz von Schakneg hier geviertheilt und die vier Theile an verschiedenen Strassenecken aufgehängt. Diesen folgte am 19. October 1604 Georg Graf Paradeyser, Commandant zu Kaschau, mit seinen Mitschuldigen, weil sie die Festung gleichfalls ohne Noth übergaben. Hauptmann Wilhelm Uhrmüller und Fähnrich Hugo von Strasso geköpft, dem Pongraz Nusch, Oberwachmeister, wegen falscher Zeugnisse und Schriften die Zunge zum Nacken (buchstäblich) herausgeschnitten und er sodann sammt seinem Feldwebel Mathias Stekel aufgehängt. Vide Codex Austr., Par. II. pag. 199 und Geusau's Geschichte Wiens, 3. Theil, Seite 284. — Zum Glück machte der am 11. November 1606 mit den Türken abgeschlossene Friede diesen traurigen Vorfällen ein rasches Ende.

²⁾ Math. Fuhrmann gibt uns in seiner historischen Beschreibung Wiens II. Theil, 2. Band, Seite 693 hierüber genauen Aufschluss. — Am 18. Mai 1547 versammelten sich alle geistlichen Orden bei den Augustinern. Schon um 8 Uhr Früh erschien der Kaiser Ferdinand III., mit seiner Familie in Begleitung des Hofstaates, der fremden Botschafter und Minister, sodann begab sich die Procession unter Zudrang von Tausenden in die Kirche der Jesuiten am Hof; dort hielt der berühmte Prediger und kaiserliche Beichtvater Pater Johann Ganss eine begeisterte Rede und Bischof Breuner sang das Hochamt. Hierauf machte der Kaiser öffentlich das feierliche Gelübde, dass er alljährlich im ganzen Lande einen solchen Festtag halten wolle. Er trat zum Altare, legte den Degen ab, kniete nieder und schwur mit lauter Stimme in lateinischer Sprache das Eidesvotum auf's Evangeliumbuch. Hierauf begab sich der Kaiser mit der ganzen Clerisei zur Mariensäule, die nun vom Bischof feierlichst eingeweiht und die lauretanische Litanei abgesungen wurde. Abends waren Säule und Fenster der Häuser am Hof festlich beleuchtet und wurde die Litanei nochmals abgesungen. So weit der Bericht Fuhrmann's. Am 15. August 1745 feierte Maria Theresia das Säculum dieser Procession. Ein sehr detaillirter Kupferstich aus dem Jahre 1747, diese Procession darstellend, befindet sich in der Hofbibliothek ohne Angabe des Meisters, 62½ Cmt. breit und 45½ Cmt. hoch.

³⁾ Es war damals eine drangsalvolle Zeit. Der Thron wankte der Kaiserin unter den Füßen, Sachsen, Baiern, Polen und Frankreich machten Erbansprüche auf Oesterreich. Preussen fiel in Schlesien ein, dem man nur ein zusammen-

Die Scenerie dieses wahrhaft grossartigen Festes wird uns in *Fig. 9* versinnlicht.

In den Jahren 1805 und 1809 versammelte sich häufig die Bürgermiliz im Zeughause, und am 6. August 1806 liess Kaiser Franz vom Balcone der Kirche seine Verzichtleistung auf die deutsche Kaiserkrone durch kaiserliche Hofcommissäre feierlichst verkünden. Endlich ist noch der „Bäckerzunft“ zu gedenken, die hier ihre alterthümlichen Aufzüge hielt und das etwas sonderbare Recht genoss, auf öffentlichem Platze Kegel zu schieben.¹⁾

Zum Schlusse des Capitels will ich noch eine interessante Episode aus dem Revolutionsjahre 1848 erzählen, die hier beim Zeughause sich abspielte und deren Wahrheit ich als Augenzeuge verbürgen kann. Es war in den ersten Morgenstunden des 14. März, als mich mein Weg über den Hof zur Universität führte. Die junge Freiheit war erst einen Tag alt und eine grosse Menschenmenge hier versammelt, die wie von ungefähr zusammengekommen schienen. Leute aus den verschiedensten Ständen, Arbeiter, Studenten, Bürger drängten sich in dichten Schaaren und versperrten die Passage. Die Neugierde hat sie hieher gelockt und auch die Sehnsucht nach Freiheit, die sie selbst mit den Waffen in der Hand zu erringen entschlossen waren. Da fiel es ihnen ein, dass sie ja gar keine Waffen besässen und auch kaum welche zu erwarten hätten. Zu-

gerafftes Heer unter Neuperger's Commando entgegenstellen, aber nicht verhindern konnte, dass die feindlichen Heere in Mähren einfielen und Streifcorps bis Stockerau und Korneuburg vorschoben. Die Entbindung der Kaiserin nahte, ohne dass sie wusste, wo sie ihr sorgenschweres Haupt (wie sie selbst in einem vertrauten Briefe klagt) hinlegen werde. Da war es wohl begreiflich, dass Alles daran gelegen war, einen männlichen Thronerben zu bekommen und dass ganz Wien und alle Vaterlandsfreunde sich einen Prinzen ersuchten. Der Tag der Entbindung kam und mit ihm zum Glück ein männliches Kind! Die Freude war unbeschreiblich. Arm und Reich beglückwünschte sich, Stadt und Vorstadt beleuchteten, und auch der Stadtmagistrat blieb nicht zurück, diesen gemeinsamen Festtag würdig zu begehen. Die Stadt besitzt noch heute jenes Erinnerungsbild „Tempel am Hof“, von Salomon Kleinert gezeichnet und gestochen (37 Ctm. breit und 50 Ctm. hoch). Besonders glücklich gedacht und wahrhaft künstlerisch ausgeführt ist die lebhafteste Bewegung der Volksmenge; jede einzelne Figur, jede Contour verräth die Meisterhand eines Meytens. Man jauchzt, die Hüte werden jetzt geschwungen, der in hohem Bogen ausströmende Wein, den man mit Kannen und Bütteln an langen Stangen aufzufangen bemüht ist, wird auf die Gesundheit der grossen Kaiserin und des kleinen Josef jubelnd getrunken und jeder Toast auf das Lebhafteste von den Stadtmusikern mit Trompeten und Pauken erwidert. Auch die Allegorie des Bildes ist treffend gewählt. Mars, umgeben von den beiden Göttinnen „Gerechtigkeit“ und „Wissenschaft“ (die als Mutter ihre Jungen nährt), bezwingt das hässliche Drachengeheuer, aus dessen scheusslichem Rachen statt des tödtlichen Giftes das erquickende Nass der Rebe entströmt. Ober dem Tempel prangen die enthusiastischen Worte:

*Sol novus in Terris Genitoribus una Voluptas
Una salus Regnis civibus una amor.*

Im Hintergrund sieht man die Fenster der anstossenden Häuser mit glänzenden Transparenten decorirt und unterhalb des Bildes mit folgenden schönen Hexametern und Pentametern die momentane Ueberschwänglichkeit gekennzeichnet:

*Hoc posuit Templum grato cum cive senatus.
Dum nova lux, ortu Principis Urbe micat.
Crescite Virtutes, Scelus exturbetur in umbras.
Aurca qui revocat secula, natus adest,
Gratia sit Patri nec non tibi Regina mater,
Quae parvis Austriacis gaudia tanta.*

¹⁾ Dieser Aufzug fand alljährlich am Osterdienstag statt, wobei auch die der Innung gehörigen Silberbecher herumgetragen wurden. Die Ceremonie selbst war recht alterthümlicher Natur. So verfügten sich z. B. die Bäckergesellen (die in franzblauem Frack und perlgrauen Beinkleidern mit weissseidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dreispitzigem Hut nebst Degen paradirten) im feierlichen Zuge mit klingendem Spiele in alle Backhäuser der inneren Stadt und liessen bei jedem derselben die Musik spielen, während sich die Becherträger hinein begaben, um dem Meister und der Meisterin Wein zu credenzen. Beim Kommen und Abgehen wurde regelmässig die Fahne geschwungen; wenn der Zug bei einer Militärwache vorbeiging, trat diese regelmässig in's Gewehr. Auch in die Burg begab sich der Zug, wo er sich kreisförmig aufstellte, und die Bäckergesellen und Vorsteher in die allerhöchsten Appartements sich begaben, um dem Kaiser und der kaiserlichen Familie den Ehrentrunk anzubieten. Zum Schluss verfügte sich der Zug in die Wohnung des Bürgermeisters, wo der Altgeselle nach altem Herkommen einen Spruch sagte, der mit den Worten: „**tund und zu wissen sei männiglich**“ anhub, und worin angeführt wurde, dass sich das Recht des Aufzuges auf ein kaiserliches Zugeständniss gründe. Der letzte dieser Aufzüge endete im Jahre 1848. (Eine in die Kirche geflogene Kegelspielkugel soll die Veranlassung des Verbotes gewesen sein.)

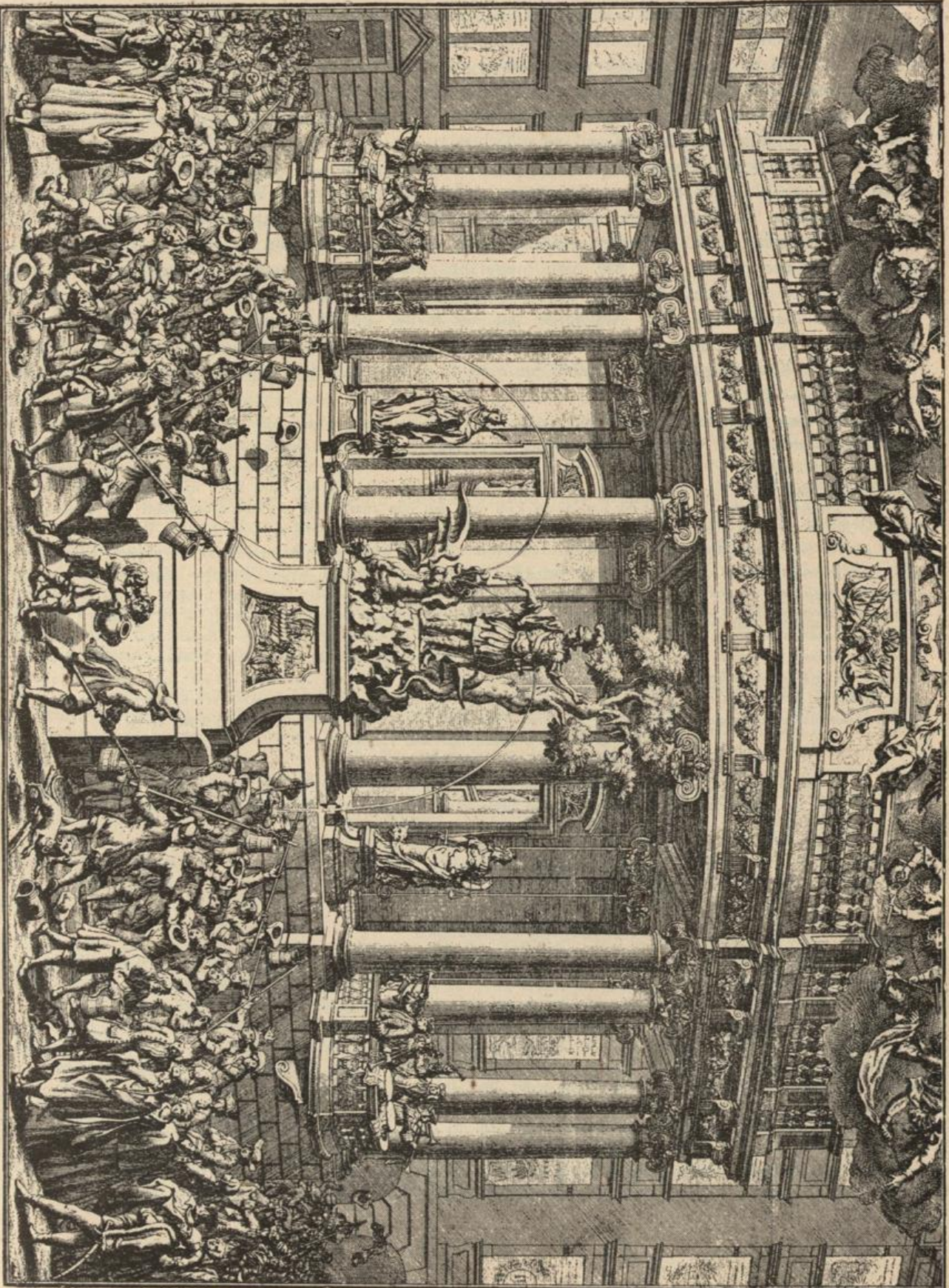


Fig. 9.

Der Freudentempel am Hof, errichtet am 23. April 1741 zur Feier der Geburt Kaiser Josef II.

gleich erinnerten sie sich, dass das Zeughaus eine Menge alter und unbenützter Waffen berge. Der Ruf nach Waffen wurde immer lauter und ungestümer. Man deliberirte, die Studenten meinten, die Arbeiter sollten bewaffnet werden, die Bürger dagegen befürchteten Gewaltsamkeiten. Es kam zum lebhaftesten Meinungs austausche, dessen Ende gar nicht abzusehen gewesen wäre, hätte nicht ein kleiner, schlanker Bursche mit struppigem blonden Haare, blauem, kurzen Röckchen und Kappe (ich glaube, ich sehe ihn noch heute vor mir) der Discussion ein Ende gemacht. Er schleppte aus dem Nachbarhause eine Leiter herbei, legte sie beherzt, ohne zu fragen, an das obere Thorfenster des Zeughauses und sprang mit den Worten: „Was sollen wir erst lange bitten, wenn wir nehmen können, was wir brauchen,“ kühn die Leiter hinauf, schlug mit einer Hacke das Fensterkreuz entzwei und schwang sich in das Zimmer hinein. Beiläufig zwanzig andere Bursche folgten dem ersten Eindringling auf dem Fusse nach, und schon nach einer halben Stunde waren grosse Massen von Säbeln und Gewehren aufgehäuft, ja man warf, um schneller fertig zu sein, Alles, was man finden konnte, durch das Fenster hinaus. Jeder nahm was er wollte oder was er für brauchbar hielt. Die Arbeiter entfernten sich auf ihre Sammelplätze und schon in wenigen Stunden waren mehrere tausend bewaffnet. Eine Rückkehr war nicht mehr möglich, wer wollte auch nur daran denken? — Die Regierung machte gute Miene zum bösen Spiel, und der Kaiser, der hinterher die Volksbewaffnung bewilligte, konnte nicht einmal für sein kostbares Geschenk den Lohn und die Vortheile der freiwilligen Initiative, die Vortheile eines jeden Geschenkgebers (die Dankbarkeit), für sich in Anspruch nehmen. So spielte sich obige denkwürdige Scene auf dem Hofe ab, deren Tragweite wohl nicht zu ermessen war. Aber zur Charakteristik des echten Wiener Humors, der den Wiener auch in der Stunde der Gefahr nicht verlässt, sei hier eines Placates gedacht, dessen aristophanische Kürze und schlagende Laune nicht verfehlte allgemeine Heiterkeit zu erwecken, zugleich aber auch die Stimmung des Tages zu kennzeichnen. Selbes war an jenem Tage bereits frühmorgens an mehreren Plätzen des Hofes und auch an den Thoren des Zeughauses affichirt und lautete:

„Vater Metternich, der du bist
In Wien, zu uns komme eine bessere Regierung,
Der Wille der Unterthanen geschehe
In Ungarn, sowie in Oesterreich,
Vergib uns unser gerechtes Schimpfen und Schreien,
Als auch wir vergeben dir

„Das unchristliche Anlehen;
Führe uns nicht in Versuchung
Durch unnachahmliche Banknoten,
Sondern erlöse uns
Durch reelles Silber von allen Uebeln.“ Amen.

Als wichtiges Ereigniss (welches gleichfalls hier einige Monate später sich abspielte) ist besonders hervorzuheben die grausame Ermordung des Kriegsministers Latour am 6. October, dessen Leiche von seinen Mördern an einem Gascandelaber¹⁾ aufgeknüpft und noch weiter der Volkswuth ausgesetzt wurde. Dieser unerhörte, an Grausamkeit ohne Beispiel dastehende Mord bildet gleichsam den traurigen Abschluss jener Epoche; er ist der einzige schwarze Punkt, der die so schön aufgegangene Freiheitssonne verdunkelte und einen langen düsteren Schatten warf über die nachfolgenden Tage.

¹⁾ Der Candelaber wurde bald darauf von einem Militär-Commando entfernt, um jede Erinnerung an diese scheussliche Unthat aus dem Gedächtniss zu verwischen; derselbe ist auf unserem Bilde sub Figur 5 neben dem Brunnen bemerkbar.